



No. 5.

1900.

Zu den Kämpfen zwischen Industrie und Landwirtschaft.

Von
Max Schippel.
(Berlin.)

Jede Sammelpolitik muss sich bestreben, nach rechts wie nach links die extremen Elemente der verbündeten Parteien abzustossen. Diese Extremen sind die Störenfriede für die ohnehin schon lockere innere Einheit; sie schwächen die werbende Kraft nach aussen, weil sie die juste-milieu-Leute, die Kerntruppen jedes solchen Bündnisses, misstrauisch und missmutig machen. Das überwiegend militär- und finanzpolitische Cartell von 1887 begann seine Wirksamkeit mit der Absägung Stöckers und der Stöckerianer in der Reichshauptstadt. Herrn Miquels wirtschaftspolitischer Sammelruf stiess sofort auf bedenkliche Gesichter nicht nur bei den verschämten Freihändlern, die es unter den Nationalliberalen noch immer giebt, sondern auch bei dem Agrarradicalismus, der im Bunde der Landwirte die eigentliche treibende Kraft bildet.

Der Bund der Landwirte bot seit seinem Entstehen eine der eigenartigsten Erscheinungen in unserem öffentlichen Leben.

Wer noch des fröhlichen Glaubens war, dass die Demokratie unter allen Umständen fortschrittlich wirken müsse, hatte hier ein wirkungsvolles Studienobject gefunden, um sich von derartigen Einbildungen gründlich und für immer zu heilen. Denn zweifellos ist die agrarische Politik wirtschaftlich immer reactionärer und industriefeindlicher geworden, je mehr sie sich aus den auserwählten Kreisen des Junkertums und der alten Landwirtschaftsvertretungen herabgesenkt hat auf die agrarischen Massen, die es leicht haben, intransigent zu denken und zu bleiben, weil sie ausser den vier Pfählen ihrer nächsten Classen-Sonderinteressen von dieser Welt der tausendfältigen Zusammenhänge, Wirkungen und Rückwirkungen überhaupt nichts sehen und nichts hören. Neulich erlebten wir es in der Fleischfrage wieder, dass die führenden Feudalen längst die Notwendigkeit eines Compromisses mit den industriellen Interessen begreifen — was zu begreifen wahrlich auch nicht übermässig schwer ist — während die agrarische Demokratie in Dutzenden von Vereinen und Organisationen und in Hunderten von Versammlungen, Petitionen, Zeitungsaufrufen weiter oppositionell tumultuiert und nicht übel Lust zeigt, mit den junkerlichen

Schlossherren einmal gründlich abzurechnen, die den Fuss der „Nägelschlagenen“ nicht auf ihrem Nacken dulden wollen. Die Arbeiterdemokratie wirkte und kämpfte hier von jeher unter viel günstigeren Voraussetzungen. Selbst wenn es richtig wäre, dass die politische Einsicht und Bildung in den arbeitenden Massen der grossen Städte und Industriebezirke heute noch nicht höher stände, wie im Durchschnitt unter den jetzt in selbständige Bewegung geratenen, früher politisch indifferenten bauerlichen Schichten, so kommt den Arbeitern dafür tausendfach zu statten, dass selbst ihre nächsten und noch so wenig weitblickend aufgefassten Classeninteressen zweifellos fast immer zusammenfallen mit der allgemeinen gesellschaftlichen Höherentwicklung, während viele — wenn auch durchaus nicht alle — agrarischen Sonderinteressen der allgemeinen socialen Höherentfaltung Deutschlands im Wege stehen.

Ferner ist der Bund auch ein gutes Beispiel dafür, dass nicht unter allen Umständen die vielverrufene Schwanz- und Pressionspolitik gerade die allerschlechteste ist.

Der Bund hat bekanntlich sehr wenige eigene Abgeordnete. Er agitirt und organisiert natürlich selbständig für seine eigentlichen Bundeszwecke. Er überlässt die Aufstellung von parlamentarischen Candidaten jedoch mit grosser Seelenruhe den alten, überkommenen Parteien: Nationalliberalen, Klericalen, Frei- und Stockconservativen, Antisemiten. Er setzt lediglich den Wettbewerbern die entschiedene Frage auf die Brust, wie weit sie bestimmte Bundesforderungen als unabänderliche Richtschnur für ihre etwaige Abgeordnetenthätigkeit anerkennen. Der Bund boycottiert die Widerstrebenden und fordert zur Stimmabgabe für die ihm Wohlgefälligen auf. Das ist alles, und sicherlich ist das weiter nichts, wie eine, allerdings eigenartig ausgebildete Schwanz- und Pressionspolitik. Aber bei unserer elenden Parteizersplitterung in fast jedem Kreise, bei der doctrinären Stubenhocker-Verbissenheit, mit der der Deutsche selbst an seiner nächsten Nachbarpartei fast nichts wie Flecken sieht, und mit der er ihr niemals etwas Gutes gönnt, bei den Krähwinkel-Gegensätzen, die unsere Wahlen so vielfach noch beherrschen, endlich bei der grossen Zahl rein und überwiegend ländlicher Wahlkreise und bei dem starken landwirtschaftlichen Bevölkerungszusatz selbst in sonst hochindustriellen Districten, bei einer so einzigartigen Constellation eröffnet sich einer überall entschlossen eingreifenden, ihrer Anhänger sicheren Bundesführung ein ungeheures Feld für Erfolge, die einer selbständig auftretenden Partei wahrscheinlich meist versagt bleiben würden. Ist es doch nichts Seltenes, dass in einem Wahlkreise zwei oder drei Candidaten mit einem wahren Löwengebrüll sich bis auf die Schwänze zu verschlingen drohen, und dass der Bundeshauptling am Orte schmunzelnd und ohne jede Beunruhigung dieser Lungenkraftprobe zusehen kann, weil er von allen zwei oder drei rivalisierenden Wüstenkönigen die schriftliche Verpflichtung auf die Boerenforderungen in der Tasche hat. Es kann ihm gleich sein, wer von ihnen übrig bleibt, und die Freisinnige Zeitung gestand so kürzlich wehmütig offen ein, dass im jetzigen Reichstage, dem doch sonst manche Vorzüge nachgerühmt werden, eine sichere Dreiviertel-Mehrheit für die Erhöhung der Getreidezölle vorhanden sei — die Vorgänge in der Budget-

commission haben das erhärtet. Diese Mehrheit würde ohne die Pressionspolitik des Bundes kaum gleich gross sein.

Aber auch hier bestätigt sich von neuem die alte Lehre, dass im politischen Leben nichts an sich richtig oder falsch ist, sondern immer nur unter bestimmten Voraussetzungen. Dasselbe Verfahren, von anderen Parteien und Classen angewendet, würde sie der schmachlichsten Zersetzung und Vernichtung entgegenführen, und auch beim Bund möchten wir bezweifeln, ob er im Wandel der Dinge seine bisherige Taktik allzulange wird aufrecht erhalten können.

Die unbestreitbaren bisherigen Erfolge haben indes das Machtgefühl der Bündler stetig wachsen lassen. Nach der Canalniederlage ging die preussische Regierung darauf aus, die Beamten vom Bunde loszutrennen. Der Bund hat nicht einmal besonderen Schmerz darüber verraten. Im Gegenteil: hatte er doch früher schon oft genug empfohlen, knetbar-weiche Landräte durch grobklotzige bäuerliche Volksmänner zu ersetzen. Im Augenblicke stellt er sich sogar, als wolle er aus eigenem Antrieb unter den Manteuffel, Mirbach und Klinckowstroem fürchterlich Musterung halten — und wenigstens die Mirbach und Klinckowstroem sind doch wahrhaftig nur als hartgesottene Agrarier im öffentlichen Leben gross geworden!

Andererseits wird sich vielleicht gerade bei dieser Gelegenheit der Bund sehr bald an den Grenzen seiner Kraft sehen. Er kann das handelspolitische Bündnis zwischen Industrie und Landwirtschaft nicht zum Bruche bringen, weil die ganze bisherige Agrar-Zollgesetzgebung auf diesem Bündnisse mit der Industrie ruht, und weil zwar die Industrie nach ihren eigenen Anschauungen recht gut mit den bisherigen Zöllen weiter auskommen würde, während gerade die Agrarier weiteren Getreidezollschutz begehren und ihn nicht erreichen können ohne die Beihilfe der Industrie und der Regierung: der ewig vermittelnden und ausgleichenden, im Grunde ihres Herzens jedoch eher liberalisierenden Bureaukratie. Der Trost, dass vom Jahre 1903 ab mit dem Erlöschen der Handelsverträge der 5 Mark-Getreidezollsatz des alten autonomen Tarifs von allein zurückkehren werde, ist in Wahrheit nur ein scheinbarer, denn die Industrie wird auf neue Handelsverträge nicht verzichten und sie im Notfall mit allen Mitteln und dann ohne besondere Rücksichtnahme auf agrarische Wünsche zu erreichen suchen. Dazu haben die Agrarier noch viele andere Anliegen, für den Obstbau, die Gärtnerei, die Pferdezucht, die Geflügelzucht; überall hängt hier die „Dreiviertel-Mehrheit“ von den Bundesgenossen der Industrie ab.

Dass diese Zwangslage jetzt beim Fleischsgesetz auch den konservativen Führern durchaus klar ist, ergibt sich aus den Erklärungen des Grafen Mirbach und des Freiherrn von Manteuffel zur Genüge, die sich ihrerseits wieder auf einen zustimmenden Beschluss der konservativen Parteileitung (des Elferausschusses) berufen können. Vor allem jedoch aus den Compromissversuchen des Grafen Klinckowstroem selber, der noch bei der ersten Lesung die agrarische Opposition führte und dabei ausrief: „Die bisherige Agitation lässt sich in die Worte zusammenfassen: Angst vor America, und deshalb gänzliches Preisgeben jeder nationalen Production“; die ganze Agitation sei künstlich aufgeblasen worden von der liberalen Börsenpresse. Jetzt erklärt derselbe Graf von Klinckowstroem, dass er „keine

Freude an einer fruchtlosen Agitation habe, dazu sei er zu praktisch; ein va-banque-Spiel mache er nicht mit, besonders wenn er vorher genau wisse, dass dies Spiel nur verloren werden könne“. Und ähnlich erklärt Mitte April die Kreuzzeitung: „Mit der Erklärung des Grafen Mirbach und des Freiherrn von Manteuffel sowie mit dem Beschlusse der konservativen Parteileitung (des Elferausschusses) sind zwei Ereignisse eingetreten, die an den konservativen Mitgliedern des Reichstages nicht spurlos vorübergehen werden. Wenngleich jener Beschluss an sich für den einzelnen Abgeordneten nicht bindend ist, so wird er doch jedem derselben die Verpflichtung auferlegen, die Sache nochmals eingehend zu prüfen. Es erscheint deshalb nicht ausgeschlossen — und nach unserer Kenntnis der Sachlage besteht sogar die nicht unbegründete Hoffnung —, dass, wenn der Reichstag wieder zusammentritt, eine erhebliche Anzahl konservativer Mitglieder, vielleicht die Mehrzahl, zu einer Verständigung geneigt sein werden.“

Zwar bramarbasiert bald darauf ein Herr von Brockhausen-Mittelfelde, abermals in der Kreuzzeitung: „Das Vorpostengefecht der Landwirtschaft ist im Gange. Wir sehen eine grosse Majorität des Reichstages, welche die vaterländische Production nicht misshandeln lassen will durch enorme Begünstigung einer scrupellosen ausländischen Einfuhr — wir sehen eine hohe Staatsregierung, welche mit zuckersüssen Worten, wie schon immer, die liebe Landwirtschaft tröstet, und wir sehen endlich die Mache des „Entrüstungsrummels“ ausserhalb des Parlaments à la Frankreich 1790, welchem die ausserparlamentarische Industrie sich anschliesst. Ich für meine Person weiss schon, wie es wieder werden wird — auch nachher bei den Handelsverträgen — ich prophezeie aber nicht. Auf zuckersüsse Worte und Versprechungen können wir nach alledem nichts mehr geben, weder der Regierung — deren treueste Kämpen wir übrigens bleiben wollen, nicht aus besonderer Bewunderung, sondern aus patriotischem Sinn — noch der Industrie. Wir müssen uns jetzt klar werden, dass — wenn die Industrie nicht einsehen will, was Lebensbedingung ist für die Landwirtschaft — wir auch nie mehr zu haben sein dürften für die hohen Dividenden und den hohen Schutz zu gunsten einer — an und für sich erfreulichen — Blüte der Industrie. Wenn nicht — dann Freihandel allewege, auch wenn's ein nationaler Unsinn ist. Besser ein Ende mit Schrecken, aber vielleicht dann Rettung — wie offenes elendes Zuendewursteln.“ Ebenso fordert der Bundesvorstand in seiner feierlichen Erklärung vom 29. März nochmals alle Mannen auf, „jede gouvernementale und persönliche Rücksichtnahme schwinden zu lassen“, nur dann sei eine „schwache Hoffnung noch vorhanden, den Untergang der deutschen Landwirtschaft und des deutschen Mittelstandes, zu dem die Gesetzgebung des Deutschen Reiches Schlag auf Schlag treibt, zu verhindern“.

Aber wir bezweifeln, dass den volltönenden Worten ebenso vollwichtige Bundesthaten entsprechen werden. Man kann im Deutschen Reich mit seiner Industrie und seinem Exporte nicht mehr die Handelspolitik von selbstgenügsamen Pfahlbauern treiben. An dieser Thatsache wird schliesslich alle Bündlerdemokratie sich selbst die dicksten Köpfe einreihen.

Peter Lawrow.

Von
Jeremij Halaida.
(London.)

Mit Peter Lawrow, der am 6. Februar dieses Jahres in Paris gestorben ist, ist der letzte Repräsentant einer Generation dahingegangen. Es war das jene Generation der russischen Intelligenz, die zu der Zeit heranreifte, welche der Aufhebung der Leibeigenschaft unmittelbar voranging. Der gesellschaftliche Typus, welcher in Russland durch das Wort Intelligenz bezeichnet wird, ist eine im westlichen Europa vollkommen unbekannte Erscheinung. Obwohl die russische Intelligenz ihrer Abstammung nach zu dem Adel gehörte, hatte sie nie für die Interessen ihrer eigenen Classe gelebt; sie hat niemals während der ganzen Zeit ihres Bestehens Ideen verfochten, die man als Classenideal des Adels hätte bezeichnen können, sie hat nie die Rolle einer selbständigen politischen Partei im Reiche gespielt und strebte auch nicht danach. Die schwachen Versuche, die der russische Adel am Ende des XVIII. Jahrhunderts machte, eine herrschende Classe zu werden, sich zu einer Aristokratie aufzuschwingen, blieben sogar damals erfolglos, als die Autokratie zur Zeit Katharinas II. den Wünschen des Adels entgegenzukommen bereit war. Das Haupthindernis, welches sich der Entwicklung des Adels als Classe entgegenstellte, war die ungeheure Concentrierung der Macht, die eine natürliche Differenzierung der Gesellschaft nicht aufkommen liess. Es ist hier nicht der geeignete Ort, den historischen Process selbst zu erörtern, der zu dieser Concentrierung der Macht führte: jedoch muss unbedingt jeder, der sich für die Geschichte des Socialismus in Russland interessiert, davon überzeugt sein, dass das Fehlen von Classen, die es vermocht hätten, die Rolle einer activen politischen Macht zu spielen, ein bezeichnender Zug der russischen Geschichte ist. Die Scheidewände, welche die Regierung, hauptsächlich aus fiscalischen und Verwaltungsgründen, aufrichtete, waren künstliche Gebilde; sie vermochten zwar verschiedene Schichten der Bevölkerung von einander zu trennen, aber jede einzeln in ein festes Ganze zu schmelzen, waren sie nicht im stande. Dass die Versuche des Adels, sich zu einer selbständigen Classe zusammenzuschliessen, fehlschlügen, wurde nebenbei auch noch dadurch mitbedingt, dass ihm der Glaube an sich selbst, an seine historische Mission, fehlte. Der russische Adel entlehnte nämlich seine Bildung dem Westen, hauptsächlich Frankreich, und gerade damals, als bei einem Teil des Adels das Bestreben wach wurde, eine Aristokratie zu werden, verlor das Princip der Aristokratie in Frankreich seine Bedeutung; der bessere und gebildete Teil des russischen Adels verhielt sich daher, eben von Frankreich beeinflusst, der eigenen Classe und auch jeder aristokratischen Regierungsform gegenüber völlig negativ. Die ganze Litteratur jener Zeit lag in den Händen des Adels, sie geisselte meistens in Form der Satire die Laster der eigenen Classe. Fürst Schtscherbatow, einer der Hauptapostel der russischen Aristokratie, machte den Anfang damit. Er hoffte, den Adel dadurch zu heben, dass er ihm seine Laster vor Augen führte, und ihn so jener Stellung würdig zu machen, die er für ihn wünschte. Thatsächlich schadete jedoch Schtscherbatow schliesslich der Sache, der er dienen wollte.

Der russische Adel hatte also als Classe keine historische Vergangenheit, glaubte nicht an seine historische Mission, und so fing der beste Teil des Adels

frühzeitig an, wenn auch nicht zu erkennen, so doch dunkel zu ahnen, dass seine Rettung nur in der Vereinigung mit den grossen Volksmassen zu finden sei. Er fühlte: nur im Dienste dieser Massen konnte er eine Daseinsberechtigung, konnte er die für den Kampf notwendigen moralischen Kräfte erwerben. Die ersten, welche die Forderung socialer Reformen aufstellten, waren bekanntlich die sogenannten Dekabristen, die intelligente adlige Jugend. Sie veranstalteten eine Empörung und brachten einen Teil des Heeres beim Regierungsantritt Nikolaus' I. zum Aufstand. Diese Empörung bezeichnet einen der Hauptmomente der socialen Geschichte Russlands. Die Dekabristen hofften auf dem Wege der Palastrevolution eine Annäherung herbeizuführen und erhoben daher formell das Banner der Empörung im Namen Konstantins. Thatsächlich aber empörten sie sich im Interesse der Arbeitermassen. Sie versuchten sogar, Vertreter der Arbeiter selbst zur Teilnahme an der Empörung heranzuziehen. Die Dekabristen muss man daher als die Vorgänger der socialistischen Intelligenz betrachten. Ihre Empörung machte alle weiteren Versuche des Adels, zur herrschenden Classe zu werden, unmöglich, sie spaltete den Adel endgiltig in zwei unversöhnliche Lager. Der grössere Teil des Adels, der an seinen Privilegien hängt, ist durch die Forderungen der Dekabristen, vor allem durch die Forderung der Aufhebung der Leibeigenschaft, abgeschreckt. Er denkt nicht mehr an die Erweiterung seiner Macht, sondern ist gerade von der Sorge erfüllt, sich das, was er besitzt, zu erhalten. Dieser Teil des Adels wird zu Reactionären, die jede „Empörung“, von wo sie auch ausgehen möge und was sie bezwecke, fürchtet und unerbittlich die Verfolgung der „Anstifter“ verlangt. Ein anderer Teil des Adels beginnt ausschliesslich demokratischen Idealen zu leben. Er war jedoch weit davon entfernt, den Idealen wirklich zu dienen, sie im Leben durchzuführen. Die adlige Intelligenz der dreissiger und vierziger Jahre begnügte sich damit, sich zu demokratischen Idealen platonisch zu bekennen, sie kritisierte höchstens oberflächlich die bestehenden Zustände, dachte aber nicht im Entferntesten daran, concrete Pfade zur Verwirklichung der Ideale in Russland selbst aufzusuchen. Sie ignoriert vollkommen das Bestehen des Leibeigenschaftsrechts in Russland selbst, das doch jede Realisierung demokratischer Ideale unmöglich machte. Nach dem Zeugnis des berühmten Saltykow-Schtschedrin, eines Repräsentanten jener Generation, waren seine Zeitgenossen in den vierziger Jahren vollständig in die Lösung abstracter philosophischer Probleme vertieft oder interessierten sich allein für die Ereignisse, die im westlichen Europa vorgingen; was vor ihren Augen geschah, beschäftigte sie sehr wenig. Während dieser ganzen Periode, von 1825 bis 1840, zeigten nur einzelne Persönlichkeiten ein gewisses Mass revolutionärer Energie. Aber bei den Vertretern der nachfolgenden Generation tritt schon deutlich das Bestreben hervor, ihre Ideale zu verwirklichen, sie im Leben durchzuführen. Indessen stellten sich ihnen in der Praxis sofort Schwierigkeiten in den Weg; vor allem wurzelten diese in der Institution der Leibeigenschaft. Der Kampf gegen diesen Feind wurde somit ihr hauptsächlichstes Lebensziel. Ihm haben sie, nach dem Ausspruch eines Repräsentanten dieses Geschlechts, ihren „Hannibalseid“ geschworen. Dieser Hannibalseid gegen die Leibeigenschaft hätte zur Quelle einer unendlichen Macht werden können, wenn es überhaupt zu einem Kampf mit dem schrecklichen Feind gekommen wäre, wenn man gezwungen gewesen wäre, Verbündete für diesen Kampf aufzusuchen; in Wirklichkeit wurde aber dieser Hannibalseid nur eine Quelle der

Schwäche für diejenigen, die ihn geleistet hatten; denn der Feind fiel schneller, als man erwartet hatte, er fiel vor dem Anfang des Entscheidungskampfes. er fiel infolge einer unvorhergesehenen und sehr complicierten Verkettung von Umständen, wobei der Hannibalseid nur eine sehr unbedeutende Rolle spielte. Diese unerwartete Niederlage des Feindes überraschte diejenigen, die den Schwur geleistet hatten: sie gerieten in Verwirrung, verloren das Ziel aus den Augen. Es handelte sich für sie nun um die Frage, was nach der Aufhebung der Leibeigenschaft für sie zu thun blieb, und hierauf waren sie gänzlich unvorbereitet. Als crasses Beispiel dafür, wie wenig sie vorbereitet waren, kann Alexander Herzen, die hervorragendste Persönlichkeit jener Epoche, dienen. Trotz seiner grossen Begabung und seiner unbegrenzten Hingabe an das socialistische Ideal verlor Herzen sofort nach der Befreiung der Bauern jeglichen Einfluss. Ebenso ging es den meisten seiner Zeitgenossen, von denen viele an die Verwirklichung der socialistischen Idee auf rein friedlichem, auf dem „Reformwege“ zu glauben begannen; manche von ihnen waren sogar von der fetischartigen Lhrfurcht für den Czar-Befreier durchdrungen. Nur sehr wenige Personen gerieten nicht in Verwirrung, und unter ihnen nimmt, neben Tschernischewskij, Peter Lawrowitsch Lawrow die erste Stelle ein.

Lawrow wurde im Jahre 1823 geboren. Er wurde zunächst zu Hause erzogen und kam dann in die Artillerieschule, wo er bis 1842 den Cursus absolvierte. Zwei Jahre darauf wurde er Professor der Mathematik an derselben Schule und später in der höheren Akademie für Artillerie. Sein Einfluss auf die Schüler war sehr gross. Nicht in geringem Masse trug hierzu auch bei, dass sich der junge Professor nicht nur auf die Mathematik beschränkte, sondern in der Akademie auch öffentliche Vorlesungen über Philosophie und Ethik hielt. Als die Aufhebung der Leibeigenschaft erfolgte, war Lawrow 38 Jahre alt. Er gehörte also seinem Alter nach zu derjenigen Generation, die den Hannibalseid geleistet hatte, aber wenn er auch die Leibeigenschaft nicht weniger hasste, als seine Altersgenossen, so erkannte er doch frühzeitig, dass ihre Aufhebung nur ein erster Schritt auf dem richtigen Wege war. Im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen war Lawrow schon am Ende der fünfziger Jahre davon überzeugt, dass die Verwirklichung des socialistischen Ideals erst das Endziel eines langen historischen Processes sein würde und erst nach hartem andauernden Kampfe erreicht werden konnte, an dem die arbeitenden Classen selbst gemeinsam mit den besten Elementen der gebildeten Classen teilnehmen mussten. Dieser Glaube Lawrows an die Notwendigkeit eines langwierigen Entwicklungsprocesses zur Erreichung des socialistischen Ideals bewirkte es, dass Leute, wie Tschernischewskij und Pissarew seinem Auftreten in der Litteratur kalt, wenn nicht feindlich, begegneten. Für sie war Lawrow ein „pedantischer Stubengelehrter“. Die Erwartungen und Hoffnungen des Augenblicks waren zu gespannt, die Stimmung war eine zu gehobene, als dass man sich mit der Perspective eines langen historischen Processes hätte befreunden können. Dazu kam noch, dass Lawrows Aeusserungen infolge der Correcturen, die der Censor hineinbrachte, falsch verstanden wurden. Tschernischewskij selbst sah übrigens bald seinen Irrtum ein und begann Lawrow näher zu treten, die Verhaftung Tschernischewskijs verhinderte jedoch eine völlige Annäherung der Pioniere des russischen wissenschaftlichen Socialismus an einander.

Während der junge Socialismus im ersten Augenblick nach der Befreiung der Bauern von einer Volksrevolution geträumt hatte, suchte er sehr bald andere Mittel und Wege, um wirklichen Boden zu gewinnen. Am meisten glaubte er zu erreichen auf dem Wege von Verschwörungen, um so nach Eroberung der politischen Macht sociale Reformen decretieren zu können. In die Jahre 1861 bis 1866 fällt eine ganze Anzahl solcher Verschwörungen. Daneben verfolgte eine kleine Gruppe von Verschwörern noch das besondere Ziel, den Czar zu töten, ein Gedanke, der seinen Ursprung den unerfüllten Hoffnungen der Demokratie in demselben Masse verdankt, wie der Rachsucht für jene zügellose Grausamkeit, mit welcher die Regierung des Czar-Befreiers die geringste freiheitliche Regung unterdrückte, und für die grausame Verfolgung der Tschernischewskij, Michailow, Pissarew und der anderen geistigen Führer der russischen Intelligenz.

Das Revolverattentat Karakosows auf das Leben Alexanders II. hatte eine noch ungestümere Orgie der czarischen Grausamkeit hervorgerufen. Zu den Opfern dieser Grausamkeit gehörte auch Lawrow. Die der czarischen Regierung übergebenen Senatoren, vor deren Gericht Lawrow erscheinen musste, konnten gegen den Angeklagten keine directen Anklagen erheben, sie vermochten weder die Bekanntschaft Lawrows mit Karakosow, noch irgend welche Beziehungen zu diesem und seinem revolutionären Kreise zu constatieren, da Lawrow während der Verfolgungen der Verschwörer im Auslande weilte. Alles, was man ihm vorwerfen konnte, war sein „pietätloses Verhalten gegenüber den Manen Nikolaus' I“, wie dieses in seinen im Kolokol erschienenen Gedichten zum Ausdruck kam, seine Beziehungen zu Leuten, „deren destructive Tendenzen der Regierung bekannt waren“, sein Bestreben, „gemeingefährliche Gedanken zu verbreiten“ und dergleichen. Solche nichtssagenden Anklagen genügten, um den „Verbrecher“ zu einer kürzeren Festungshaft zu verurtheilen. Allein der Czar-Befreier fand das Urtheil zu milde und ersetzte die Strafe durch die Verbannung nach Totma im Gouvernement Wologda; später wurde Lawrow nach einem noch mehr vereinsamten und öden Städtchen im Norden verschickt, nach Kadnikow.

Da, in dieser transpolaren Oede, gelang es nun Lawrow, sich seinen Platz in der Geschichte des russischen Socialismus zu erringen, denjenigen Einfluss zu gewinnen, dessen er sich sein ganzes Leben erfreute. Ende der sechziger Jahre begann er in einem gemässigt liberalen Blatte mit der Veröffentlichung seiner berühmt gewordenen Historischen Briefe, die einen Versuch darstellten, eine Philosophie der Geschichte zu liefern. Leider kann ich in dieser, mehr dem äusseren Lebensgang Lawrows gewidmeten Abhandlung auf seine geschichtsphilosophischen Lehren nicht näher eingehen. Ich will nur den Teil derselben flüchtig berühren, der eine unmittelbare praktische Wirkung hatte, da er die Mission der demokratischen Intelligenz beleuchtete und ihr ihre Lebensaufgaben klar vor Augen stellte. Nach Lawrow bereiten die elementaren Processe, die in der rein anthropologischen Periode der menschlichen Geschichte vorherrschen, die Grundlage, worauf ein bewusstes Streben des Menschen, in den Gang seines Lebens activ einzugreifen, erwächst, um dieses Leben nach einem bewusst aufgestellten Ideale zu gestalten. Der Mensch fängt zu denken an, sich Rechenschaft von seiner Lage zu geben, sich eine Lebensordnung auszumalen, die ihm ein Maximum von Bequemlichkeit und Genuss verspricht. Auf den ersten Stufen der Culturentwicklung richtet er seine Gedanken und seine Energie hauptsächlich darauf, die materiellen Bedingungen des Lebens

zu verbessern, den Kampf mit der Natur siegreicher zu gestalten. Aber diesen Kampf kann er nur im Verein mit anderen Menschen führen: daher entsteht in ihm zunächst das Gefühl und dann auch das Bewusstsein der Solidarität seiner Interessen mit den Interessen derjenigen gesellschaftlichen Gruppe, zu der er gehört. In der Masse, als die ersten materiellen Bedürfnisse ihre Befriedigung finden, entstehen und fordern ihr Recht auch die geistigen Bedürfnisse, die aus denjenigen Keimen des primitiven Denkens und der primitiven ethischen Gefühle allmählich hervorwachsen, welche den menschlichen Kampf um das bessere materielle Dasein erleichtert hatten. Dies veränderte materielle Milieu ruft neue materielle Bedürfnisse hervor, deren Befriedigung wiederum neue Geistesarbeit und die Herausbildung eines stärkeren Solidaritätsgefühls erheischt. Bei jedem Individuum entsteht schliesslich ein Entwicklungsdrang, ein Bedürfnis, sich physisch, geistig und ethisch zu entwickeln. Nun ist aber das Leben des Individuums eng an das der Gruppe geknüpft. Folglich kann das Individuum sich nur dann ungehemmt entwickeln, wenn auch das Leben der Gruppe höhere Formen annimmt. Es müssen also bei den Individuen diejenigen Ideale höherer sozialer Lebensformen entstehen, die ihnen die meisten Chancen einer allseitigen Entwicklung bieten. Diese Ideale können demnach nicht von allen Mitgliedern einer gesellschaftlichen Gruppe erfasst werden, sondern nur von denjenigen begabteren Vertretern derselben, die die Fähigkeit haben, kritisch zu denken, und das lebendige Bedürfnis fühlen, sich zu entwickeln und zu vervollkommen. Diese auserlesenen, begabteren Individuen suchen ihr Ideal eines besseren Lebens für die Gruppe und in den späteren Entwicklungsstadien eines höheren gesellschaftlichen Lebens dadurch zu realisieren, dass sie ihr Ideal den übrigen weniger begabten Mitgliedern mitteilen, und auf diese Weise die Collectivkraft der Gruppe zur Verwirklichung des Ideals heranziehen. Mit dem Fortschreiten der gesellschaftlichen Entwicklung wächst auch die Zahl der kritisch denkenden Individuen, die sich aus einer Classe recrutieren, welche, dank ihrer sozialen Lage, im Stande ist, hauptsächlich der geistigen Arbeit zu leben. Es ist nun sittliche Pflicht dieser Intelligenz in bewusster Weise auf den Gang und die Richtung der Geschichte einzuwirken, um die Entwicklung der höheren gesellschaftlichen Formen zu fördern. Entzieht sich die Intelligenz dieser ihrer sittlichen Pflicht, bewusst in den Gang der geschichtlichen Ereignisse einzugreifen, so verdammt sie sich nicht nur zur Stagnation, sondern auch zum Rückschritt, denn, sobald das bewusste Eingreifen in den natürlichen Gang der Geschichte aufhört, beginnen die elementaren, unbewussten Prozesse die Oberhand im Leben zu gewinnen, und das Leben muss einen Schritt rückwärts thun.

In diesem Teile der Lawrowschen Lehre finden wir im Keime die Erklärung der vom Standpunkte des reinen Classenkampfes unerklärlichen Thatsache, dass die Träger der Ideale einer Classe häufig einer ganz anderen Classe angehören, dass z. B. die Führer und überzeugtesten Vorkämpfer der Arbeitermassen sich zum Teil aus den höheren Classen recrutieren.

Für die russische Intelligenz am Ende der sechziger Jahre war diese Lehre eine Offenbarung. Die „Befreiungsepoche“ hatte, ungeachtet ihrer kurzen Dauer und ihres mehr als zweideutigen Charakters, eine Menge schlummernder Kräfte wachgerufen, aber diese Kräfte fanden den Weg nicht, auf dem sie die Verwirklichung der angestrebten Freiheit erringen sollten. In den Historischen

Briefen fand die Intelligenz eine klare Formulierung ihrer Forderungen und zugleich klar vorgezeichnet den Weg, auf welchem sie die Verwirklichung ihrer Ideale erstreben könnte — den Weg der Verschmelzung mit den Arbeitermassen zum gemeinsamen bewussten Kampf für die Entwicklung der höheren Formen gesellschaftlichen Lebens. Von diesem neuen Standpunkte aus erschien ihr die Hingabe an die Arbeiterinteressen nicht mehr als Forderung eines abstracten Gewissens, nicht mehr als eine Artphilanthropischer Sentimentalität, sondern als eine *conditio sine qua non* für das Dasein und die weitere Entwicklung der Intelligenz selbst. Die Historischen Briefe haben nicht nur die Aufgaben der Intelligenz klargelegt, sondern ihr auch die sittliche Verantwortung deutlich vor Augen geführt, welche die Geschichte ihr auferlegt hat. Die Begeisterung, welche diese Historischen Briefe hervorriefen, war ungeheuer. Im Jahre 1870 in Buchform erschienen, wurden sie zu einer Lieblingslectüre, ja zum Evangelium der russischen Socialisten für lange Zeit. Generation auf Generation wurde mit diesem Buche erzogen, das nach kritischer Sichtung Gesellschaftsideale aufzustellen und den einzigen Weg zu ihrer Realisierung zu zeigen versuchte. Das Buch gab die erste Anregung zur selbständigen geistigen Arbeit und feuerte gleichzeitig zu praktischer Thätigkeit an. Lawrow wurde zum Lehrer der russischen Socialisten. Bald wurde er auch zu ihrem Heerführer im praktischen Kampf.

Im Jahre 1870 entfloh Lawrow mit Hife Lopatins — der jetzt lebenslänglich in der Schlüsselburger Festung eingekerkert ist — aus der Verbannung. In Paris, wo er gerade vor dem Ausbruch der Commune eintraf, machte er die Bekanntschaft Varlins und trat durch dessen Mithilfe der Internationalen Arbeiter-Association bei; während der Commune bemühte sich Lawrow, als ehemaliger Officier, Abteilungen der Communards zu organisieren. Später wurde er an die Internationale entsandt, um für die Insurgenten um Hilfe zu bitten. Es gelang ihm aber nicht, diesen Auftrag zu Ende zu führen. Denn während seiner Verhandlungen mit der Internationalen wurde die Commune niedergeschlagen. Lawrow blieb bis 1872 in London, kehrte dann nach Paris zurück, wo er aber nicht lange blieb; Anfang 1873 siedelte er nach Zürich über, um die Leitung des russischen social-revolutionären Blattes *Wpered* (Vorwärts) zu übernehmen. Im Jahre 1872 war aus Russland an ihn die Aufforderung ergangen, die Leitung dieser neugedruckten Zeitung zu übernehmen. Das war für ihn, wie er selbst in seinen Erinnerungen erzählt, eine vollkommene Ueberraschung: er hatte persönlich nur wenig Beziehungen zu den russischen Socialisten und wusste nicht, welche Begeisterung seine Historischen Briefe erzeugt hatten. Aber er glaubte, nicht das Recht zu haben, der Bewegung seine Kräfte zu entziehen, und ging daher, ohne zu zögern, an die Arbeit. Von diesem Augenblick an ist der Name Lawrow unzertrennlich mit dem Schicksal des praktischen, revolutionären Socialismus in Russland verknüpft.

Es ist schwer zu sagen, wie weit die concrete Vorstellung ging, die Lawrow von dem Charakter der revolutionären Bewegung Russlands hatte, zu jener Zeit, als er seine Historischen Briefe schrieb. Aber schon in den ersten Nummern des *Wpered* trat er mit einem ganz bestimmten praktischen Programm hervor: der Socialismus ist der Hauptstimulus der Bewegung, aber das socialistische Ideal selbst kann durch keine ausserhalb des Volkes liegende Macht, sondern

nur durch die Arbeitermassen selbst verwirklicht werden. Darum ist die Hauptaufgabe die Propaganda, unter den Arbeitermassen das Classenbewusstsein zu wecken. Die Propaganda muss aber systematisch durch eine organisierte Partei geführt werden. Das Princip des Classenkampfes nimmt schon eine hervorragende Stelle in diesem Programm ein, in den späteren Arbeiten Lawrows wird der Classenkampf als einer der Hauptfactoren der Entwicklung hervorgehoben.

Zur Zeit, als Lawrow an die Herausgabe des Wpered ging, existierten in Russland noch die Anhänger der blanquistischen Richtung des Socialismus, die auf dem Wege einer Verschwörung eine sociale Umwälzung herbeizuführen hofften, und es existierten ferner die Anarchisten, Anhänger Bakunins, die auf dem Wege der Empörungen einzelner Individuen und Gruppen das Volk zu einer allgemeinen Empörung, zu einer socialen Revolution vorzubereiten hofften.¹⁾ Aber allmählich gewann die von Lawrow vertretene Richtung die Oberhand, und zur Zeit der Entstehung der ersten social-revolutionären Partei, der Semlja i Wolja, war die Lawrowsche Richtung die dominierende und ihr Blatt das einflussreichste. Im Jahre 1874 wurde Lawrow infolge des Druckes, den die russische Regierung auf die Schweiz ausübte, gezwungen, Zürich zu verlassen und die Herausgabe der Zeitung nach London zu verlegen. Hier schloss er sich Marx und Engels an, die er noch während seines ersten Aufenthaltes in London kennen gelernt hatte. Während seines Londoner Aufenthalts formten sich endgiltig seine Ansichten über die praktischen Aufgaben in Russland.

Ausser jener Zeitung redigierte Lawrow in London noch eine halbmonatlich erscheinende Zeitschrift, die sich gleichfalls Wpered betitelte. 1876 ging diese Zeitschrift aber ein, und 1877 auch die Zeitung. Es ist dies der Anfang der Epoche, da der Partei in ihrer propagandistischen Thätigkeit von der russischen Autokratie unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Die Partei trat mit ihr in einen tödtlichen Kampf ein: erst durch sporadische Einzelthaten, dann auf dem Wege der systematischen Terrors. Es war ein grausamer, harter Kampf: aber er brachte nicht den gewünschten Sieg, der Feind blieb unverehrt. Viele von denen, die diesmal den Hannibals-eid geleistet hatten, waren enttäuscht und verfielen der Verzweiflung. Mitte der achtziger Jahre waren es nur sehr wenige, die die Energie, den Glauben an die Verwirklichung ihres Ideals bewahrten, und zu diesen wenigen gehörte — wie auch am Anfang der sechziger Jahre — Lawrow. Sein Idealismus war zu gross, sein Glaube wurzelte zu tief, als dass zeitweilige Misserfolge ihn hätten wankend machen können. Er folgte mit gespanntem Interesse den dramatischen Peripetieen des Kampfes, beweinte jedes Opfer, half, wo und wie er nur konnte, aber die zeitweise Niederlage der Partei vermochte nichts, als ihn mit Ungeduld ihr Wiederaufleben erwarten zu lassen.

In den Jahren 1882—1886 war Lawrow Redacteur des im Ausland erscheinenden Parteiorgans Narodnaja Wolja, 1892—1896 Mitarbeiter der Beiträge zur Geschichte des russischen Socialismus. Zu dieser Zeit vollendete er auch sein wissenschaftliches Hauptwerk: Versuch einer Geschichte des Denkens. Seine Ansichten haben sich während der letzten Periode seines Lebens nicht wesentlich geändert: er blieb, wie früher, ein überzeugter Anhänger der Theorie

¹⁾ Die Leser dieser Zeitschrift seien auf die kurze Darstellung der russischen revolutionären Bewegung hingewiesen, die in dem Artikel von Wladimir Ukrainzew über Sophja Perowskaja (Socialistische Monatshefte, 1897, pag. 204 ff.) enthalten ist.

des Classenkampfes, aber bei der Unmöglichkeit einer Organisierung der Arbeiterpartei innerhalb des Despotismus hielt er es für nötig, dass die russischen Socialisten mit jenen revolutionären Kräften gegen den Czarismus kämpften, die zur Zeit thatsächlich vorhanden waren, ohne natürlich die socialistische Propaganda unter den Arbeitern und die Organisation derselben aus dem Auge zu lassen.

Die Persönlichkeit des Verstorbenen ist genügend durch seine Thätigkeit charakterisiert. Wer auch nur eine kurze Zeit den Führer der russischen Socialisten gekannt hat, wird nie den ergrauten, physisch erschöpften Mann vergessen, der sich die jugendliche Frische des Denkens und Fühlens bewahrt hatte, den jugendlichen Glauben an die Ideale und die Menschen. Auf dem Kranklager noch verfolgte er mit lebhaftester Anteilnahme jede Aeussuerung der internationalen socialistischen Bewegung, insbesondere auch die Vorgänge in der deutschen Partei. Auf die Umfrage der Redaction dieser Zeitschrift über die Ergebnisse des Hannoverschen Parteitags erwiderte er, er „wünsche von Herzen, dass das Ergebnis der so wichtigen Debatten des Parteitags und der darin zum Ausdruck gekommenen Anschauungen nur eine noch innigere Einigung aller um den endgiltigen Sieg kämpfenden socialistischen Kräfte sein möge“.²⁾ Bei aller Unerschütterlichkeit seiner eigenen Ueberzeugungen war Lawrow stets eine grosse Duldsamkeit und Achtung den Anschauungen anderer gegenüber eigen.

Die russischen Revolutionäre haben in Lawrow ihren letzten grossen Vorkämpfer verloren. Wird sein Platz noch ausgefüllt werden können?

Socialdemokratie und Imperialismus.

Von

Eduard Bernstein.

(London.)

„Ich muss sagen, dass ich das Wort hasse“. So äusserte sich vor einigen Wochen der Earl of Kimberley, einer der wenigen gladstonianisch-liberalen Peers, auf einem Festessen des radicalen Eighty Club. Das Wort, das dem derzeitigen Führer der Liberalen im Hause der Lords so verhasst klingt, ist das vielberufene, vieldiscutierte Wort: Imperialismus.

Ein ominöses Wort, in der That. Die nächstliegende Association, die sich mit ihm verbindet, ist die des römischen Cäsarentums: ein auf brutaler Gewalt errichtetes Reich, zusammengehalten durch ein rohes Prätorianerheer, und auf dieses gestützt, sein Abgott und Werkzeug zugleich, ein Nero oder Caligula als Imperator. Wen schaudert es nicht vor diesem Bilde?

Oder nehmen wir ein moderneres Beispiel: Frankreich unter den beiden Bonapartes. Was war das erste, was das zweite Empire? Gewalt-herrschaft, Byzantinismus, auswärtige Kriege und Abenteuer, die jedesmal schliesslich zu einer das Land demütigenden Katastrophe führten.

Auch das erste deutsche Kaisertum spricht nicht gerade verführerisch an. Seiner glanzvollen Tage waren wenige, und sie waren teuer erkaufte. Jeder, obendrein stets nur kurzen Periode der Behauptung seiner welt-

²⁾ Socialistische Monatshefte, 1899, pag. 609.

erobernden Macht folgten erneute Losreissungen und zerrüttende innere Wirren. Masslos in seinen Weltmachtsansprüchen und Bestrebungen, zerstörte es heute, was es gestern geschaffen, um schliesslich an elender Entkräftung dahinzusiechen. Diese Masslosigkeit, die ja auch den Weltreichen des Ostens eigen war, scheint danach mit dem Imperialismus untrennbar verbunden zu sein, und in allen Fällen ward sie sein Verhängnis. Ihre Kosten aber hatten die Völker zu tragen.

Nichts leichter, als dem Imperialismus ein Sündenregister vorzuhalten, das ihn dem Hass und der Verachtung jedes Freundes der Freiheit und des Fortschritts der Völker überliefert. An Flüchen auf ihn hat es in der Geschichte nicht gefehlt.

Aber trotz aller jener Erfahrungen, trotz aller Verwünschungen erhebt er sich immer wieder von neuem. Ja, er verallgemeinert sich. Auf allen Seiten beobachten wir heute imperialistische Tendenzen. Mit Ausnahme der in voller Zerrüttung befindlichen Ueberbleibsel einer grossen imperialistischen Vergangenheit — Oesterreichs und der Türkei — giebt es heute keinen Grossstaat, der nicht eine starke imperialistische Strömung aufwiese. Sehen wir von der Regierungsform ab, so ist die dritte französische Republik durchaus nicht weniger imperialistisch, wie die englische Monarchie, die Riesenrepublik der Vereinigten Staaten nicht weniger, wie das ungeheure russische Czarenreich. Die jetzige französische Republik unterscheidet sich in puncto Imperialismus vom zweiten bonapartistischen Kaiserreich bloss dadurch, dass sie die Sache praktischer betreibt, als jenes. Oder sagen wir lieber geschäftsmässiger, denn ob ihre Eroberungen und Erwerbungen alle sehr praktisch sind, ist ziemlich zweifelhaft. Jedenfalls geht sie auf den materiellen Gewinn aus, während Louis Bonaparte sich mit der Verwirklichung von napoleonischen „Ideen“ abquälte. Ihr Imperialismus ist realistisch und erzielt Erfolge, der seine war ein gutes Stück sentimental und ging daran zu Grunde. Die Vereinigten Staaten aber spielen in America ähnlich Schutz- und Vormacht, wie Russland in Asien. Die Monroe-Doctrin vertritt da das sogenannte Testament Peters des Grossen und wird in ähnlicher Weise, wie dieses, schrittweise erweitert. In der Frage des Panama- bzw. Nicaragua-Canals ward sie auf Mittelamerika, in der Cuba-Frage auf den mittelamerikanischen Archipel ausgedehnt, in der Venezuela-Frage übertrug sie ihre Geltungssphäre nach Südamerika. Samoa und die Philippinen zeigen dagegen, dass ihre Kraft als Factor der Selbsteinschränkung eine nur sehr mässige ist.

Kein Zweifel, wir stehen inmitten einer Aera imperialistischen Dranges. Wie ihn erklären, welche Stellung zu ihm einnehmen?

Eine in der Socialdemokratie ziemlich verbreitete Auffassung sieht in ihm einen letzten verzweiferten Versuch der Bourgeoisie, ihre Herrschaft zu verlängern, bzw. den Moment ihres Sturzes aufzuhalten. Für sie handelt es sich dabei um die „Weltpolitik des sterbenden Capitalismus“, um ein Symptom des Verfalls der bürgerlichen Welt, um ein mehr oder minder geschickt verkleidetes Stück Reaction.

Die Grundgedanken, auf welche sich diese Auffassung stützt, sind bekannt. Es sind überlieferte Theoreme, in denen ein Stück geschichtlicher Wahrheit eine epigrammatische Form erhalten hat. Da sie zudem

von scharfen und kenntnisreichen Denkern herrühren, so braucht man in die überkommenen Sätze nur immer wieder neue Namen und neue Daten einzuschreiben; um sie auf alle möglichen Fälle anwenden zu können. Wer die bürgerliche Welt am Verenden sieht, der wird leicht dazu geführt, in all ihrem Thun nur Sterbesignale, letzte Aufruffungen und dergleichen zu erblicken.

Indes macht sich die Geschichte nicht, oder nur in grossen Epochen, nach dem Schema von Epigrammen. Was *sub specie aeternitatis* richtig ist, kann *sub specie diei* sehr falsch sein. Unser Leben ist von einem gewissen Zeitpunkt ab ein fortgesetztes Sterben, aber unser Handeln bleibt noch lange, nachdem dieser Zeitpunkt eingesetzt hat, Lebens- und nicht Todesvorbereitung.

In der Parvusschen Correspondenz für deutsche socialistische Zeitungen ward kürzlich mit einem Aufwand von Schimpfereien gegen den Schreiber dieses und unter Berufung auf Brentano behauptet, in England habe der Imperialismus „gleichzeitig die unverschämteste Reaction, das Aufkommen des Scharfmachtertums in den inneren Zuständen nach sich gezogen“. Brentano lässt sich nun zwar sehr leicht durch Zeitungsberichte düpiieren, dass er aber eine so allen Thatsachen ins Gesicht schlagende Behauptung aufgestellt haben sollte, halte ich für undenkbar.

Man kann im englischen Imperialismus als solchem Reaction erblicken. Das Wort ist vieldeutig, Marx ironisiert seinen Gebrauch seitens gewisser Politiker einmal damit, dass er sagt, für sie sei Reaction „Nacht, worin alle Katzen grau sind“. Und in der That dient es oft mehr zur Verdunkelung, als zur Erhellung einer politischen Erscheinung. Jede Bewegung ist Reaction, insofern sie Abwendung von einer vorhergegangenen Bewegung, einen Gegensatz gegen diese darstellt. Der heutige englische Imperialismus ist eine Gegenströmung gegen das Klein-Englandtum, das in den zwei mittleren Vierteln des XIX. Jahrhunderts in England gepredigt wurde, für die Bekenner dieses also „Reaction“. Aber keine einzige Verkürzung der politischen Rechte der englischen Arbeiter, keine einzige gesetzliche Beschränkung ihres Coalitionsrechts, keine einzige Verfolgung politischer Ansichten markiert bis jetzt die Aera der imperialistischen Strömung. Das letzte Viertel des XIX. Jahrhunderts hat den Arbeitern Erweiterung ihrer Rechte in der Landes-, der Grafschafts- und der Ortsverwaltung, in Schul- und Armenverwaltung gebracht, und ihre gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisationen stehen heute stärker da, als je. Wohl giebt es Politiker und Oekonomen, die auf all das mit Furcht und Ingrimmblicken und gern den Zeiger zurückdrehen möchten, aber ihr Einfluss ist viel zu schwach, um irgend etwas in dieser Richtung auszurichten.

Ende Februar dieses Jahres fand in London eine Conferenz von Gewerkschaftlern und Socialisten statt, deren Zweck die Schaffung eines Arbeiterwahlbundes war. Sie war, ausser von Socialisten, fast nur von vorgeschrittenen Gewerkschaftlern besucht, die conservativeren Gewerkschaftler waren fortgeblieben. Trotzdem ward eine von socialdemokratischen Delegierten eingebrachte Resolution, welche die aufzustellenden Candidaten auf den Classenkampf und die Vergesellschaftung der Productions- und Austauschmittel verpflichten wollte, mit erdrückender Mehrheit abgelehnt.

Der Grund der Ablehnung war opportunistischer Natur, man wollte nicht durch ein zu radikales Programm die verbende Kraft des Bundes schwächen. Wohlgemerkt, es handelte sich um die verbende Kraft bei den Arbeitern, nicht bei Bourgeois. Aber würde diese Zurückhaltung durchgedrungen sein, wenn England sich in einer Aera des „Scharfmachertums“ befände? „Wir erkennen Classengegensätze (class differences) an, aber keinen Classenkampf“, erklärte der Vertreter einer der Organisationen unqualifizierter Arbeiter (der Bauhandlanger). Man mag darin eine blossе Buchstabenreiterei oder ein Beispiel für die der Abstraction feindliche Denkweise der Engländer erblicken, aber glaubt man, dass solche Buchstabenreiterei durchdringen würde, wenn die Gemüter der Arbeiter unter dem Einfluss von Scharfmacherei ständen? Bei englischen Arbeitern sicherlich nicht. Im Kampf sind sie die letzten, die ein Blatt vor den Mund nehmen.

Nein, der britische Imperialismus mag im weiteren geschichtlichen Sinne Reaction bedeuten, oder Retardation — Aufhaltung von socialem Fortschritt, der sich sonst vollziehen würde, sociale Kraftausgabe am unrechten Orte — aber actuelle, sich in Unterdrückungsmassregeln, in Entziehung von Rechten äussernde Reaction bedeutet er nicht.

Indes wäre er selbstverständlich für Socialdemokraten damit zur Genüge gerichtet, dass das erstere zuträfe. Es ist einer der wichtigsten Gesichtspunkte für die Partei derjenigen, die unter den heutigen Verhältnissen leiden, dass der sociale Fortschritt sich so schnell vollzieht, wie nur irgend möglich, dass alle verzögernden Massnahmen oder Vorschläge bekämpft werden.

Wie steht es nun damit? Ist der Imperialismus für England ein retardierender Factor?

Man muss ihn nicht mit der Politik identificieren, die zum jetzigen Krieg in Südafrika geführt hat bzw. für ihn verantwortlich gemacht wird. Wenn diese Politik Imperialismus ist, so ist derselbe eine uralte Erscheinung. Oder, wie es ein englischer Socialist jüngst sehr gut ausgedrückt hat: „Britische Grossthuerei ist in keiner Weise etwas neues, wohl aber steckt im britischen Imperialismus ein neues Element“.

Imperialismus und Imperialismus sind eben zweierlei. Man kann es sich dadurch verbergen, dass man gewisse äusserе Aehnlichkeiten in jedem Falle für das Wesentliche erklärt, die inneren Unterschiede aber für das Unwesentliche. Indess die famose Gleichsetzung von Monmouthshire mit Makedonien, weil beide mit M anfangen und von einem Fluss durchzogen werden, zielt wohl dem braven Leutnant Fluellen, aber nun und nimmer dem Vertreter einer Lehre, die sich wissenschaftlicher Socialismus nennt.

Ich habe anderswo mit Bezug auf diesen Punct den Satz von Marx im Bürgerkrieg citirt: „Es ist das gewöhnliche Schicksal neuer geschichtlicher Schöpfungen, für das Seitenstück älterer und selbst verlebter Formen des gesellschaftlichen Lebens versehen zu werden, denen sie einigermaßen ähnlich sehen,“ und habe ferner auf den Satz im Achtzehnten Brumaire verwiesen, wo Marx gegen die Gleichsetzung des modernen mit dem antiken Cäsarismus Verwahrung einlegt und bemerkt, dass bei den grossen Unterschieden zwischen der modernen und der antiken Gesellschaft der eine mit dem andern nicht mehr gemein haben könne, wie der Erzbischof von Canterbury mit dem Hohepriester Samuel. Man kann mir nun aus-

beiden Schriften Stellen entgegenhalten, die in schärfster Weise anti-imperialistisch lauten. So heisst es z. B. im Bürgerkrieg: „Der Imperialismus ist die prostituiersteste und zugleich die schliessliche Form jener Staatsmacht, die die entstehende bürgerliche Gesellschaft ins Leben gerufen hatte, als das Werkzeug ihrer eigenen Befreiung vom Feudalismus, und die die entwickelte Bourgeoisgesellschaft verwandelt hatte in ein Werkzeug zur Knechtung der Arbeit durch das Capital!“ Aber dieser Satz zielt auf das bonapartistische Kaisertum, und es lässt sich mit Fug und Recht die Frage aufwerfen, ob er nicht in seiner Verallgemeinerung über die Grenze dessen hinausgeht, was der vorher citierte Satz von der Wertung geschichtlicher Erscheinungen sagt. Liest man die Stelle durch, deren Abschluss er bildet, so wird man nicht nur auf Superlative stossen, die vor der heutigen Erkenntnis nicht Stich halten,¹⁾ sondern auf den, ebenfalls viel zu sehr verallgemeinernden Satz: „In Wirklichkeit war es (das Kaisertum), die einzig mögliche Regierungsform zu einer Zeit, wo die Bourgeoisie die Fähigkeit, die Nation zu beherrschen, schon verloren, und die Arbeiterklasse sie noch nicht erworben hatte“. Dreissig Jahre Republik haben gezeigt, dass auch eine andere Regierungsform mindestens so gut, wie das Kaisertum, den Bedürfnissen der Nation Genüge leisten konnte, und dass die Frage überhaupt nicht so steht, wie sie hier formuliert ist. Es handelt sich nicht um die Bourgeoisie und die Arbeiterklasse, sondern um eine ganze Reihe in ihren Lebensverhältnissen und Interessen verschiedenartig differenzierter Classen oder Schichten, von denen allerdings keine einzige stark genug ist, die Nation zu beherrschen, so dass die Frage heute so steht: Beherrschung aller durch eine über ihnen stehende, auf den Säbel gestützte Macht oder Regierung auf Grundlage von Coalitionen und Compromissen.

Das wird noch auf eine ziemlich lange Weile hinaus die Signatur des Regierungsproblems in Frankreich sein, und darum muss die Arbeiterpartei Frankreichs vorbereitet und entschlossen sein, da, wo es unter anständigen Bedingungen geschehen kann, die keine Preisgabe fundamentaler Rechte und Forderungen bedeuten, in solche Compromissregierung einzutreten. Es ist ein kategorischer Imperativ im politischen Leben, alle uns zu Gebote stehenden Mittel zur Förderung der von uns vertretenen Sache auch auszunutzen. In diesem Sinne hat der Schreiber dieses seiner Zeit auf die Umfrage der französischen Socialisten über den Eintritt

¹⁾ „Unter seiner Herrschaft erreichte die Bourgeoisgesellschaft . . . eine von ihr selbst nie geahnte Entwicklung. Ihre Industrie, ihr Handel dehnten sich zu unermesslichen Verhältnissen aus.“ Die Ausdehnung, welche die Industrie Frankreichs 1870 erlangt hatte, erscheint uns heute als ziemlich mässig. Frankreich war 1870 noch immer vorwiegend Landwirtschaft treibendes Land, und in seiner Industrie spielten Klein- und Mittelbetriebe bei weitem die Hauptrolle.

Superlative sind selbst bei den besten Tendenzschriften immer verdächtig. Liest man die beiden citierten Broschüren, so stösst man mitten unter ihren wahrhaft classischen Ausführungen auf Sätze, die sich als Vorwegnahmen einer selbst heute noch nicht verwirklichten Entwicklung herausstellen. Im Achtzehnten Brumaire wird der bauerliche Grundbesitz Frankreichs als die „überlebte“, von der Hypothek erdrückte, den „Todeskampf“ führende „Parcelle“ hingestellt. Heute, nach zwei Generationen, atmet die erdrückte Parçelle noch immer nicht den letzten Seufzer. Uebrigens giebt Marx schon in Herr Vogt ein viel realistischeres Bild von der agrarischen Bevölkerung Frankreichs.

Millerands ins Ministerium Waldeck-Rousseau mit einer rückhaltlosen principiellen Zustimmung geantwortet, und es scheint, dass auch viele von denen, die damals an der Richtigkeit des Schrittes zweifelten, jetzt sich freuen, dass er gemacht wurde.

Aber, wie gesagt, wenn Frankreich nicht mehr kaiserlich-bonapartistisch ist, so ist es doch immer noch imperialistisch — imperialistischer sogar, als das zweite Kaiserreich. Sein ausgedehnter Colonialbesitz mit seinen Schutzherrschaften prägt ihm den Stempel eines Reiches auf, das — von Gemeinschaft der Rasse und Nationalität ganz zu schweigen — nur zu einem Teil auf Gleichheit der Sitten und Einrichtungen, zu einem anderen aber auf Herrschaftsbeziehungen aufgebaut ist. Nicht der Regierungsform, wohl aber seiner Zusammensetzung nach ist Frankreich ein Imperium. Die französischen Socialisten haben die Politik bekämpft, die dahin geführt hat, aber wenn es darauf ankäme, ihre Ergebnisse wieder ungeschehen zu machen, so würden sie sich die Sache wahrscheinlich sehr überlegen und mindestens mit Unterscheidungen vorgehen. Jedenfalls denkt die Republik heute nicht daran, sich ihrer Colonieen zu entäussern.

Soviel über Frankreich, dessen Reichsprobleme zu erörtern nicht in den Rahmen dieses Artikels fällt. Was England betrifft, so ist es in dem vorentwickelten Sinne schon lange ein imperialistischer Staat. Der englische Sprachgebrauch, der stets nach Genauigkeit strebt, unterscheidet streng zwischen dem Vereinigten Königreich, das nur England und Wales, samt Schottland und Irland, umfasst, und dem britischen Reich — the british empire —, das das Vereinigte Königreich mit all seinen auswärtigen Besitzungen umspannt. 1876—77 versinnbildlichte Disraeli das letztere, als er der Königin von England die indische Kaiserkrone aufs Haupt drückte. Zu gleicher Zeit dominierte in England jedoch die Anschauung, dass gerade die englischen Auswanderercolonieen nur ein zeitweiliges Anhängsel des britischen Reiches bildeten, und dieses Anhängsel ward von vielen britischen Staatsmännern und Oekonomen als kein sehr vorteilhaftes Besitztum empfunden, sondern als eine Last — „ein Mühlenstein um unseren Hals“, wie Disraeli sich einst ausdrückte. Allgemein nahm man an, dass das Beispiel der Vereinigten Staaten das typische Vorbild für die politische Entwicklung aller englischen Colonieen abgäben, das heisst, dass jede von ihnen, wenn sie zu genügender Ausbildung gediehen, ihre Verbindung mit dem Mutterland lösen werde.²⁾

Dieser Auffassung, die der damals alles beherrschenden Manchesterlehre entsprach, ist es auch zuzuschreiben, dass Generationen hindurch nicht der geringste Versuch gemacht wurde, die Colonieen organisch mit dem Mutterlande zu verbinden. Hierin besteht einer der charakteristischen Unterschiede zwischen der französischen und der englischen Colonialverwaltung. Frankreich giebt seinen Colonieen wenig oder gar keine Selbstregierung, aber eine Reihe von ihnen sind im französischen Parlament

²⁾ John Morley erklärte es für die grösste Unwahrscheinlichkeit, dass der australische Colonialverband in menschlich absehbarer Zeit, wenn überhaupt je, zu stande komme, und dass die australischen Viehzüchter und die canadischen Holzhändler je auch nur einen Penny für Reichszwecke in Südafrika ausgeben würden. Die Gegenwart zeigt, wie vorzeitig diese Prophezeiung des manchesterlichen Positivisten war.

durch eigene Abgeordnete vertreten. Im englischen Parlament, das sich gern imperial parliament nennen lässt, sitzt nicht ein Abgeordneter der imperial colonies; autoritative Stimme hinsichtlich der Colonieen hat da nur der Colonialminister (bezw. der Staatssecretär für Indien und, für gewisse Kroncolonieen, der Staatssecretär des Auswärtigen Amts). Dafür haben aber die englischen Colonieen mit starker weisser Bevölkerung eine so weitgehende Selbstregierung, dass das Bedürfnis, im Parlament zu Westminster vertreten zu sein, für sie ein minimales ist. Der Zusammenhang ist ein so loser Föderalismus, wie man sich nur irgend denken kann.

Aber es ist auch ein durchaus unorganischer, unsystematischer Föderalismus, das Product des extremen Gegensatzes zu der französischen Neigung zum Schematisieren. Wenn es je einen Zickzackkurs gegeben hat; so in der Colonialpolitik Englands. Nur der Unfähigkeit, Zerrüttung und Schwäche der festländischen Mächte ist es zuzuschreiben, dass dieser Zickzackkurs nicht an allen Ecken und Enden zu Niederlagen und Katastrophen geführt hat. Aber die Zeit ist vorbei, wo England es sich leisten durfte, colonialpolitische Böcke zu schiessen.

Der heutige englische Imperialismus ist zum Teil Gegenwehr gegen die Expansions- und Ausschliessungstendenzen der schutzzöllnerischen Grossstaaten und insofern eine Notwehr zu gunsten des Freihandels, deren Alternative Aufgabe des Freihandels und Uebergang zu Schutz- oder Kornzöllen wäre. Zum anderen Teil aber ist er eine Reaction gegen das administrative Manschestertum in der Colonialverwaltung, eine Bewegung zur Herstellung eines rationellen, systematisch organisierten Reichsföderalismus.

Die Methoden, mit denen das erstere Ziel zu verwirklichen gesucht wird, also die eigentliche Expansionspolitik, fordern selbstverständlich die stärkste Controle der Socialisten heraus, aber im Princip lässt sich nicht viel dagegen sagen, dass England ein möglichst weites Gebiet der unbesetzten Welt dem Freihandel zu reservieren sucht. Die socialistische Kritik war denn auch in den letzten Jahren gerade den Unternehmungen gegenüber, die in diese Rubrik fallen, ziemlich lau. Wir sehen da natürlich von den paar Sonderlingen ab, welche sich einbilden, man könne durch Aufhalten dieser Entwicklung den grossen Zusammenbruch der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung herbeiführen. Die Consolidierung der Siedelungen am Niger zu einer regelrechten Reichscolonie hat z. B. wenig oder gar keine Opposition seitens der englischen Socialisten erfahren. Vor die Wahl gestellt, zwischen concessionierten capitalistischen Colonialunternehmungen (sogenannten Chartered Companies) und Reichscolonieen zu entscheiden, — und das ist heute die wirkliche Alternative — werden die Socialisten heute überall da den letzteren den Vorzug geben, wo die Reichsverwaltung nicht politische Grundsätze und Verwaltungsmethoden vertritt, die entwicklungsfeindlicher sind, als die Wirtschaft von capitalistischen Conquistadoren.

Die andere Seite des modernen britischen Imperialismus, die Bewegung zur organischen Verbindung des Reichs mit seinen sich selbst verwaltenden Colonieen, hat aus verschiedenen Gründen auf sympathische Beurteilung seitens der Socialdemokratie Anspruch.

Man kann allerdings zweifeln, ob es möglich sein wird, die in ihrer socialen Zusammensetzung und Wirtschaftstendenzen so verschieden gearteten

Colonieen dauernd und mit Erfolg in einen engeren Verband mit dem Reich zu bringen. Indes, dieser Zweifel trifft wesentlich die Idee des Reichszollverbandes, die zwar ursprünglich von verschiedenen Leuten mit der Reichsverbandsidee verbunden ward, aber heute von der Tagesordnung abgesetzt ist. Das heutige Programm der Reichsverbandsbewegung umfasst die Fragen der Vereinheitlichung der höchsten Verwaltungs- und Rechtsinstanzen, eine bessere Systematik in der Verteilung der Aufgaben zwischen Reich und Colonieen, sowie eine directe Vertretung der Colonieen im Reichsparlament.

All das verleiht dem heutigen britischen Imperialismus einen stark demokratischen, freiheitsfreundlichen Zug, denn die hier in Frage kommenden Colonieen vertreten eine entwickeltere Demokratie, eine vorgeschrittenere Socialpolitik, wie das Mutterland. Bis in die äusserste Linke hinein, unter radicalen Socialreformern und Socialisten, hat er seine verschiedenen Anhänger. Andere stellen sich ihm in ähnlicher Weise gegenüber, wie die Socialdemokratie sich grundsätzlich zu den gewerblichen Trusts stellt: kritisch, aber nicht absolut negierend. Sie erblicken in der Ausdehnung der Machtsphäre der Grossstaaten ein ebenso unvermeidliches Product moderner Entwicklung und insbesondere der modernen Verkehrsverhältnisse, wie in der Ausdehnung der rein gewerblichen Unternehmungen. Schliesslich giebt es aber auch viele, die im Imperialismus lediglich den Nährer militaristischer Tendenzen erblicken und von ihm politisch reactionäre, antidemokratische Rückwirkungen befürchten, und die ihn deshalb in jeder Form bekämpfen zu müssen glauben. Eine Auffassung, die meines Erachtens nur so lange aufrecht zu erhalten ist, als die Socialdemokratie zu schwach ist, um irgend welchen bestimmenden Einfluss auf die tatsächliche Gestaltung der Dinge auszuüben.

Wie gegenüber den gewerblichen Trusts, kann auch den politischen Reichsverbänden gegenüber die Haltung der Socialdemokratie nicht unter allen Umständen die gleiche sein, sondern wird sich nach deren Formen, Rechtsgrundlagen und Methoden zu richten haben. Welches wird, dies vorausgesetzt, ihre Stellung zum heutigen deutschen Imperialismus sein müssen?

Die Frage wird in einer soeben erschienenen Schrift des bekannten Gründers und Führers der nationalsocialen Bewegung in Deutschland, Fr. Naumann, eingehend und eindringlich erörtert.³⁾ Herr Naumann sucht da die deutsche Demokratie, insbesondere ihren stärksten Flügel, die Socialdemokratie, von der Notwendigkeit einer Unterstützung der imperialistischen Politik des deutschen Kaisers im allgemeinen und der gegenwärtigen Flottenvorlage im besonderen zu überzeugen. Er thut es, wie man ihm zugeben muss, mit ausserordentlichem Geschick. Es ist eine im hohen Grade plausible Arbeit, die in schöner, wohlgeordneter und übersichtlicher Darstellung so ziemlich alles enthält, was sich zu gunsten der von ihrem Verfasser vorgeschlagenen socialistischen Realpolitik überhaupt wird sagen lassen, mit eindrucksvoller, aber von Declamation freier Wärme vorgetragen,

³⁾ Fr. Naumann: Demokratie und Kaisertum. Berlin-Schöneberg 1900; Buchverlag der Hilfe.

ebenso reich an anregenden Gedanken, wie an instructivem Thatsachenmaterial. All das rechtfertigt ihren Anspruch auf eingehende Besprechung.

Die Grundthese des Herrn Naumann ist, dass, wenn die Reichsregierung oder ihr Haupt, der deutsche Kaiser, sich heute noch auf die Conservativen stützt; wenn die im Wirtschaftsleben der Nation immer mehr zurücktretende Classe der preussischen Junker immer wieder dazu kommt, in der Reichspolitik und mehr noch in der Regierung des grössten deutschen Staates, Preussen, entscheidend mitzureden; wenn die politische Entwicklung Deutschlands mit seiner wirtschaftlichen nicht Schritt hält, sondern hinter ihr zurückbleibt, ja, Rückschritte macht; wenn im Gegensatz zum industriellen Fortschritt politischer Stillstand oder Rückschritt herrscht — dies zu einem grossen Teil der negierenden Haltung zuzuschreiben ist, welche die demokratischen Parteien in Deutschland den Anforderungen einer starken und weitschauenden auswärtigen Politik entgegensetzen. Diese, nach Naumann, doctrinäre Negierungspolitik der demokratischen Parteien nötige den Kaiser, der die weiteren nationalen Interessen wahrzunehmen habe, die Unterstützung der Junker und ihres Anhangs zu erkaufen, die nur um den Preis von reactionären Massregeln im Innern und Belastungen der Volksmasse zu gunsten jener Classen zu haben sei. Ehe hierin kein Wandel eintrete, sei auf Besiegung der Reaction in Deutschland nicht zu rechnen. Also nationaler Socialismus! Sache der Reichsregierung aber sei es, durch Verzicht auf alle kleinlichen Hemmungen und Belästigungen der Arbeiterbewegung einen solchen nationalen Socialismus möglich zu machen.

Man müsste blind sein, wollte man verkennen, dass in diesem Raisonement ein Kern von Wahrheit steckt. Indes ist dieser Kern von Wahrheit noch kein Grund, darum das ganze Raisonement mit seinen Schlussfolgerungen zu acceptieren. Es erheischt nur desto schärfere Prüfung.

Dass der deutsche Kaiser die deutschen Arbeiter für seine nationale Politik zu gewinnen wünscht und für diesen Zweck zu manchen Zugeständnissen bereit wäre, wird man Herrn Naumann ohne weiteres glauben dürfen. Es wäre Widersinn, das Gegenteil anzunehmen. Die Frage ist hier nicht die des guten Willens, sondern die der Macht zu socialen Reformen und der Höhe und Natur der Gegenforderungen. Steht das, was der Kaiser den deutschen Arbeitern geben kann, im Verhältnis zu dem, was er von ihnen verlangt oder verlangen müsste? Um eine demokratisch-arbeiterfreundliche Politik durchzuführen, müsste der Kaiser mehr thun, als nur mit den ostelbischen Junkern brechen. Er hätte in einem solchen Moment alle jetzigen wirtschaftlich-reactionär und conservativ disponierten Parteigänger dieser mitsamt den Grossindustriellen und deren Gefolge gegen sich. Denn eine derartige Politik, sofern sie nicht in blossen Besänftigungspillen bestehen soll, müsste eben auf allen Gebieten entschieden auf den socialen Fortschritt gerichtet sein, in der engeren Socialpolitik, wie im Schulwesen, in der Austeilung der politischen Rechte, wie in der Finanz-, Zoll- und sonstigen Verwaltungspolitik. Das steht aber ausserhalb der Macht des Kaisers. Und zwar nicht nur wegen der socialen Kraft, welche die Coalition der aufgezählten Schichten repräsentieren würde. Der würde

gegebenenfalls in der That eine Coalition von Socialisten, Demokraten und sonstigen Reformfreunden gegenübergestellt werden können, die als „eine progressistische Masse“ jener wohl das Haupt bieten könnte. Nicht hier liegt die grösste Schwierigkeit. Deutschlands sociale Zusammensetzung und der Höhegrad seiner intellectuellen Entwicklung ist einer derartigen Coalition nicht ungünstiger, als die Frankreichs und anderer Länder. Ja, insoweit hat Naumann meines Erachtens durchaus recht, dass das Zustandekommen einer solchen geschlossenen Coalition unter Umständen eine Lebensfrage für die freiheitliche Entwicklung Deutschlands — um es crass auszudrücken, die Frage werden kann, ob unverfälschte Reaction, gegen welche das jetzige Umsichschlagen der Junker und Dunkelmänner nur Kinderspiel ist, oder *va banque* auf der Strasse. Indes, wenn sich die Elemente zu einer solchen Partei der Linken zusammenfinden würden, würde der Kaiser mit ihr, in ihrem Sinne regieren wollen oder regieren können? Selbst, wenn seine Sympathie in neun Zehnteln ihres Wirtschaftsprogramms auf ihrer Seite wären, so würde er doch nicht mit ihr gehen können. Er steht nicht als vom Himmel geschneiter Fürst über den Parteien, über den Classen. Er gehört selbst einer Classe an, er repräsentiert die Traditionen einer Classe, und diese Classe ist mit keiner intimer verwandt, als mit den ostelbischen Junkern. Mag er sich in seinem Regentenbewusstsein noch so sehr über ihren engen Horizont erheben, mag er für ihre wirtschaftlichen Schmerzen nur mässiges Mitgefühl, für die meisten ihrer Idiosynkrasieen nur ein Achselzucken haben, so giebt es doch einen Punct, wo er sich durchaus als ihr natürlicher Alliirter fühlt. Seine Erlasse, seine Reden, seine Mottos sprechen es deutlich aus, er ist als Hohenzoller zuerst Vertreter des persönlichen Regiments, Standesherr, vornehmster Repräsentant des hohen, junkerlichen Adels. Wie modern er auch sonst denken mag, an diesem Erbe hängt er mit allen seinen Fasern, und darum ist jedes dauernde Bündnis zwischen ihm und der Linken eine Unmöglichkeit.

Ich gestehe es offen, für mich steht die Republik als blosser Form nicht so hoch, dass ich mir nicht eine regierungsfreundliche Socialdemokratie in einer Monarchie denken könnte. Aber dann müssten wenigstens die wesentlichen Institutionen des Landes, das Verfassungsleben, republikanisch, d. h. auf demokratischer Grundlage aufgebaut sein. Dazu fehlt aber heute in Deutschland noch unendlich viel. Noch wird das Heer auf die Person des Kaisers und Königs, statt auf die Verfassung und die Volksvertretung, vereidigt. Noch wandern die Beschlüsse der Volksvertretung, die der Regierung nicht convenieren, in den Papierkorb. Noch ist das Reich ein Bund von Regierungen, die ihrerseits so undemokratisch sein mögen, als sie nur irgend wollen, ist es eine Republik nicht der Völker oder Parlamente, sondern der Fürsten, erblich präsidirt von einem Fürsten, in dessen Staat es der Arbeiterklasse unmöglich gemacht ist, ihre eigenen Vertreter in völlig freier Wahl in die Volksvertretung zu entsenden. Im ersten Staat des Deutschen Reiches herrscht das reactionärste aller Wahlsysteme und hält die Arbeiterklasse in der Lage von politischen Heloten.

Eine Partei von Privilegierten kann einer Regierung ruhig Machtmittel bewilligen, sobald sie dafür die Versicherung erhält, dass die Regie-

rung ihre Privilegien schützen oder respectieren wird. Für die Arbeiterklasse aber liegt die Sache nicht so einfach. Sie kann durch Willfährigkeit in diesen Dingen ihre Position sehr verschlechtern. Denn dessen kann man sicher sein, dass in dem Augenblick, wo die Socialdemokratie sich bereit zeigte, Militär und Flotte zu bewilligen, es mit der Nörgelei der Junker und ihres Anhanges wider diese Forderungen vollständig vorbei wäre. Sie würden, sie müssten zeigen, dass sie mindestens so gute Patrioten sind, wie die Socialisten, und sobald diese eine Forderung stellten, die am Wesen des von Preussen ins Deutsche Reich herübergeretteten Halbabsolutismus ernsthaft rüttelte, wäre die Freundschaft der Regierung mit der Rechten sofort wieder hergestellt.

Naumann bestreitet, dass dies notwendig eintreten müsse. Der helle Blick des Kaisers, dessen Umgebung durchaus nicht so junkerlich sei, wie man meine, zeige ihm, dass die Zukunft seines Hauses nicht dort zu haben sei, wo die Grossagrarien nisten. Aber das ist eine Conjectur, die zusammenbricht, wenn man sich vergegenwärtigt, dass in solcher Situation, wie die hier vorausgesetzte, die Dienste der Junker für sehr viel weniger zu haben sein werden, als für eine Preisgabe der Welthandelsinteressen der deutschen Industrie.

Nein, unter den heutigen politischen Verhältnissen Deutschlands kann die Socialdemokratie nicht mit den capitalistischen und Grundbesitzparteien im Bewilligen von Militär und Flotte concurreren. Dem Imperialismus in Deutschland fehlt das Stück Demokratie, das dem heutigen englischen Imperialismus innewohnt, und wenn er in seinen Bemühungen um die Förderung von Deutschlands Welthandel eine dem socialen Fortschritt förderliche Sache vertritt, so thut er damit etwas, was in seiner Art jeder capitalistische Unternehmer auch thut. Es hindert ihn nicht, politisch reactionär zu sein.

Gewiss ist es für die massgebenden Vertreter der Reichsgewalt keine gleichgiltige Sache, dass eine Partei, die über zwei Millionen Wähler hinter sich hat, gerade in den das Heer und die Flotte betreffenden Fragen ihr grundsätzlich ablehnend gegenübersteht. Denn wenn man es auch jüngst gegen Erich Rother bestritten hat, so ist es doch thatsächlich der Fall, dass mit Bezug auf diesen Punkt die Socialdemokratie zwar für solche Forderungen stimmt, die den Schutz der Soldaten betreffen, sonst aber sich in erster Linie durch politische, und nicht durch kriegstechnische Rücksichten bestimmen lässt. Sonst wäre es widersinnig, in der Flottenfrage einen Standpunkt zu vertreten, der nur Ausgaben für den Küstenschutz, die äusserste Defensive, als berechtigt anerkennt. Es wäre die verkehrteste Sparsamkeit von der Welt.

Indem ich dies bemerke, will ich jedoch, um keines der beliebten Missverständnisse aufkommen zu lassen, hinzufügen, dass ich in wesentlichen Punkten von Rother abweiche und Naumanns Ausführungen zu gunsten der gegenwärtigen Flottenvorlage durchaus nicht für stichhaltig erachten kann. Ich gehe dabei von keinem verschwommenen Kosmopolitismus aus, sondern von jenem Standpunkt, den ich in meiner Schrift über die Voraussetzungen des Socialismus entwickelt habe, d. h., dass ein gesunder Internationalismus nur auf Grundlage der Anerkennung nationaler

Gemeinschaften möglich ist, und dass man infolgedessen gut national sein kann, ohne darum notwendig ein schlechter Internationaler zu sein. Die nationalen Einheiten grosser Völker, die wir als Imperien kennen, sind heute, im Zeitalter des Verkehrs, mehr als je notwendige Träger des wirtschaftlichen Fortschritts, wie sie die Vorstufen sind für die Verwirklichung der Idee des Friedensbundes der Völker. Selbst das römische Cäsarenreich hat bekanntlich unter diesem Gesichtspunct einen grossen geschichtlichen Fortschritt gebracht. Das Deutsche Reich ist also für die Socialdemokratie meines Erachtens nicht etwa bloss eine Thatsächlichkeit, in die sie sich schickt, sondern als umfassendes Gemeinwesen etwas sehr Schätzenswerthes. Zugleich verkenne ich nicht, dass wir heute noch nicht so weit sind, lediglich von der Einsicht und brüderlichen Gesinnung die Sicherung des Friedens zu erwarten, sondern seine Verbürgung zugleich in der Erhaltung der Wehrfähigkeit suchen müssen.

Indes, alles hat seine Grenzen. Naumann malt behufs Verteidigung des Flottenplanes Gefahren an die Wand, die thatsächlich nicht bestehen. Von dem Zustandekommen der Flottenvermehrung ist die Entwicklung des deutschen Welthandels ganz und gar nicht abhängig. Der deutsche Welthandel hat sich ohne grosse Kriegsflotte zu seiner jetzigen Stärke entwickelt und wird daher auch in Zukunft wachsen, auch wenn er nur eine mässige Kriegsflotte hinter sich hat. Er ist nicht in Defensivstellung und hat von England, auf das Naumann verweist, nichts zu fürchten. Nicht, weil die Engländer besonders edle Wesen wären und ausnehmend wohlwollend auf Deutschland blickten, sondern, weil England gar nicht in der Lage ist, eine Deutschland schädigende Aera der Handelsbeschränkungen einzuleiten. „Wo die Macht ist, dahin rinnen die Güter“, sagt Naumann. Das mag für die reine Eroberung stimmen, aber nun und nimmer für die auf Grund der Industrie ausgebildeten modernen Handelsbeziehungen. „Wenn England die Führung des Welthandels hat und behält, so nimmt es unsere Arbeit und bezahlt uns dafür nach seinem Wohlgefallen“, fährt Naumann fort. Hierauf ist es erlaubt, mit der Katechismusfrage zu antworten: „Wie geschieht das?“ Wenn England jemals den Welthandel in einer solchen Weise beherrschte, um ihm in der Weise, die hier unterstellt wird, die Preise zu dictieren, so sind diese Zeiten für immer vorbei. Und wenn Naumann ferner das Schreckgespenst einer möglichen Sperrung oder Bezollung des Seewegs von Gibraltar und Suez durch England heraufzaubert, so verliert dies Argument alle Kraft durch die Erwägung, dass an der Freiheit dieser Handelswege alle Nationen gleichmässig interessiert sind und England nicht erlauben werden, sie in sein Monopol zu verwandeln. Ganz abgesehen davon, dass noch kein Mensch in England je an dergleichen gedacht hat.

Es ist gerade das Bedenkliche an der ganzen jetzigen deutschen Flottenbewegung, dass sich ihre Spitze gegen England richtet, gegen diejenige Seemacht, die in ihrer Handels- und Colonialpolitik die liberalsten, fortschrittlichsten Principien vertritt. Das muss jeden Freund freiheitlicher Entwicklung von vornherein stutzig machen. Ich will dabei England nicht idealisieren und nicht verkennen, dass immerhin Conflicte mit ihm denkbar sind, wo der Appell an das formale Recht nicht ausreicht. Aber

die Gefahr solcher Conflictc ist nicht grösser, sondern geringer, als die eines Conflictc mit irgend einer anderen Handelsmacht, und kann durch eine verständige, progressivistische Handelspolitik mit entsprechenden Verträgen auf ein Mindestmass reducirt werden.

Die Naumannschen Argumente zu gunsten des jetzigen Flottenplans sind so wenig überzeugend, dass man sich des Gedankens nicht entschlagen kann, ein so gescheidter Mann müsse neben ihnen noch andere Gründe für seine Unterstützung desselben haben, die er aus gewissen — meinetwegen durchaus achtungswerten — Gründen nicht auszusprechen wünscht. Dass er und seine Freunde z. B. eine Intervention der „gepanzerten Faust“ Deutschlands zu gunsten der Transvaalboeren sehr gern gesehen hätten, ist sicherlich keine aus der Luft gegriffene Unterstellung, und andere Flottenfreunde haben sich darüber mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit ausgesprochen. Ich will auch unumwunden gestehen, dass ich eine Parteinahme für die Boeren aus nationalen Gründen eher verstehen kann, wie eine solche aus Gründen demokratischer Rechtsauffassung.⁴⁾

Indes betreten wir gerade mit dieser Frage ein Gebiet, wo die Gewährung von Machtmitteln an eine Regierung eine Sache des Vertrauens ist — des Vertrauens nicht nur in ihren guten Willen, den industriellen und commerciellen Fortschritt der Nation zu fördern, sondern auch in die Fähigkeit, sich selbst dann zu keinen Uebereilungen und politischen Abenteuern hinreissen zu lassen, wenn einmal diese Machtmittel in ausreichend erscheinendem Masse vorhanden sind. Ob die deutsche Socialdemokratie berechtigt ist, der deutschen Reichsregierung jenes Vertrauen zu schenken, ist eine Frage, die sich Naumann selbst beantworten mag.

Die Socialdemokratie ist in eminentem Sinne eine Partei des Friedens, sie würde einer ihrer vornehmsten Aufgaben untreu werden, wenn sie darauf verzichtete, Hüterin des Friedens und des Vertrauens der Völker zu einander zu sein. Wie kann sie in einem Lande, wo das persönliche Regiment noch so stark ist, dieser Aufgabe gerecht werden, wenn sie Rüstungen bewilligt, die mindestens von einem grossen und einflussreichen Teile der Nation als Mittel zu anderen Zwecken betrachtet werden, und ihr jede gesetzliche Handhabe fehlt, einer solchen Verwendung vorzubeugen? Die gegenwärtige Flottenvorlage überschreitet die Bedürfnisse einer lediglich auf Erhaltung des Friedens gerichteten Politik, sie ist, wie Naumann selbst erklärt, auf Entfaltung von Macht gerichtet. Macht kann ein Friedensfactor sein, aber sie muss es nicht sein.

Naumann beruft sich darauf, dass die Flotte ein demokratischeres Institut sei, wie das Heer, und ehemals gerade eine Forderung der Demokratie gewesen sei. Gewiss, und man kann die Flotte nicht in gleicher Weise, wie das Heer, gegen das Volk verwenden. Aber dafür entzieht

⁴⁾ Geradezu komisch macht es sich z. B., wenn Leute, die sonst nicht genug Wesens von ihrem Revolutionarismus machen können, mit den konservativsten Blättern in Entzündung über den Jameson'schen Ueberfall wetzeln. Nicht minder widerspruchsvoll ist es, wenn Socialisten und Radicale jenen englischen Arbeitern applaudieren, die erklärten, sie hätten in Transvaal gute Löhne bekommen und folglich kein Interesse an Wahl- und Bürgerrecht gehabt.

sich die Verwendung der Flotte mehr, wie die des Heeres, der demokratischen Controle, ist die Flotte in höherem Grade, wie dieses, den persönlichen Dispositionen des obersten Kriegsherrn unterworfen.

So lange das deutsche Kaisertum, in dessen Händen die Vertretung der Nation nach aussen ruht, in seinem ganzen Wesen undemokratisch bleibt, heisst nationale Politik in dem Sinne, wie Naumann sie versteht, Preisgabe der Demokratie um möglicher, aber nicht einmal sicherer kleiner Vorteile willen. Darauf kann die Socialdemokratie es nicht ankommen lassen. Ihre Aufgabe ist die Erkämpfung der Demokratie, und nur in dem Masse, als sie durch das Mittel demokratischer Einrichtungen ihren Einfluss auf die Führung des Landes zu erweitern, ihn aus einem präventiven in einen directiven zu verwandeln im stande ist, wird sie der äusseren Politik freier gegenüber treten können. Einstweilen kann sie nur einen präventiven Einfluss in der Reichspolitik ausüben, und das bestimmt, soweit er sich nicht aus ihren allgemeinen Principien ergibt, den Massstab, mit dem sie den Flottenplan und ähnliche Forderungen des deutschen Imperialismus misst.

Der alte Abgott.

Von

Kurt Eisner.

(Berlin.)

Es ist augenscheinlich das dringende Bedürfnis nach einem Religionsstifter vorhanden. Sie bieten sich den Interessenten gleich in der Zweifelt an, die aber eine Einheit ist. Ihre Namen stehen im Scherlschen Adressbuch. Man wende sich vertrauensvoll nach Charlottenburg, Rönne St. 11, oder nach Steglitz, Flora St. 2. Es sind zwei Adressen, aber es ist doch eine Einheit, also zugleich ein Beweis für die neue uralte Einheits-Entwicklungs- und Verwandlungsreligion. Denn dort hauset Heinrich, hier Julius Hart. Das dritte Jahrtausend wird unter dem Zeichen der Hartisten stehen. Wären sie an einem Tag, zur gleichen Stunde und Secunde geboren, so könnte man nach ihnen eine neue Zeitrechnung datieren; so wird man sich mit zwei Kalendern, einem alten und einem jungen Stils, bescheiden müssen. Das erschwert die Propaganda der Hartisten, aber es wird sie nicht verhindern.

Die Hartisten bilden eine „Gemeinschaft“, unsere Gemeinschaft, sie wandeln im Lichte und wissen was vom höchsten Wissen; manchmal schauen sie, manchmal erschauern sie. Das ist kein Unterschied. Es ist ihnen nämlich alles eins. Diese alte vergnügte Bonvivant-Regel ist das gesetzlose Urgesetz des Hartismus. Denn höret, ihr Schauenden und Wandelnden im Lichte höchsten Wissens, die ganz neue Weisheit: Alles schwimmt. Die Hartisten wollen aber damit keine Begründung der Marinevorlage liefern. Das, um einem Misverständnis vorzubeugen.

„Unsere Gemeinschaft“ hat vorläufig die Grundlinien ihres Wissens und Schauens in folgenden Sätzen niedergelegt, die man auch rückwärts lesen kann:

„Unsere Gemeinschaft ist eine Erkenntnis- und Lebensgemeinschaft, geeinigt in der Weltanschauung des realen Monismus, in der Anschauung von der Viel-

einheit, Wandlung und Wiederverjüngung, von den steten Neuwerdungen und Entwicklungen aller Dinge. Den Kern dieser Anschauung bildet die Erkenntnis der Identität von Welt und Ich, die Vorstellung vom Welt-Ich. Als Welt-Ich ist alles, was da ist, jeder und jedes, ewig, ohne Anfang und Ende, unvergänglich, unzerstörbar. Und in immer neuen Verwandlungen besteht alles, was da ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Die neue Weltanschauung überwindet als Identitätslehre alle Gegensätze und Widersprüche, welche im Gebiet der alten Weltanschauung Wissen, Wollen und Leben durchsetzen. Und mit diesen Gegensätzen überwindet sie die eigentliche Triebkraft aller Leiden und Kämpfe, allen Bangen und Zweifeln, aller Verzweiflung und allen Elends. Ueber alle Gegensätze hinaus führt sie zu einer lichten Harmonie im Denken, Fühlen und Leben des Einzelnen, für die Gemeinschaft aber ermöglicht sie die Verwirklichung des höchsten Culturideals.

Unsere Gemeinschaft will die neue Weltanschauung durch Schrift und Wort verkünden und erläutern, auf dass sie in immer weiteren Kreisen Anhänger gewinnt. Sie will aber auch die Anschauung in Leben und That umsetzen, Wissen und Empfinden, Wollen und Handeln zu innigstem Einklang führen.

Ueber all die Trennungen hinaus, welche die heutige Menschheit zerklüften, will unsere Gemeinschaft diejenigen zusammenführen, in denen sich klares Schauen, reife Einsicht mit dem festen Willen verbindet, die neue Weltanschauung zu leben und das höchste Culturideal zu verwirklichen.“

Als Ersatz des alten Rosenkranzbetens eignen sich die Verse vortrefflich. Mit der Zeit wird dann auch eine nähere Ausarbeitung folgen: ein Parteiprogramm mit Paragraphen und Forderungen, unter besonderer Berücksichtigung der Probleme der Goldwährung, der Getreidezölle und der Differential- und Integralrechnung. Bei den Wahlen bittet man, nur noch Hartisten zu wählen. Wenn nicht, denn nicht; es ist ja alles eins.

In dieser Gemeinschaft wird es sehr schön sein:

„Diese Gemeinschaft weiss nichts mehr von Regierenden und Regierten; Führer und Leiter mögen sein, doch nur in dem Sinne von Wegebahnern, denen es ein Glück ist, zu zeigen und zu weisen, die aber keinen Anspruch, keine Rechte auf ihr Wirken gründen. Schlichter mögen sein, aber keine Richter. In der Gemeinschaft hat jeder einzelne alle Freiheit, die ihm wert ist; der harmonisch Reife bedarf keines Zwanges und übt keinen aus. Noch inniger, als das Blut, vereinigt der Geist, und die Geistesfamilie, die Geistesvermählung, die Geistesheute wird sturmfeßer und tragfähiger sein, als die Verbindungen durch Blut und Sinnlichkeit und Zufall.“

Die Geistesfamilie wird sich — streng vegetarisch — ausschliesslich mit gedanklichem Urbrei nähren. Jede Saison giebt es eine neue Logik. Denn das war eben der Fluch der bisherigen Welt: „die Logik blieb starr, der Begriff blieb etwas von Anfang an Fertiges, Festes, Sicherbestimmtes, ein Ewig Eines und Selbes.“

Warum soll die Logik sich auch nicht ändern? es schadet ja nichts — da es doch immer eins ist: „In anderen Worten und Bildern, in ewig neuen Formen hat die Menschheit stets ein und dasselbe Einzige bekannt und geglaubt.“

Ihr redet von Unsinn, scheidet zwischen den Delirien der Irrenhäuser und den Forschungen des Denkers — o, ihr Schauenden, bei Lichte gewandelt giebt es keinen Unterschied. Genie und Unsinn — alles ist eines.

„Jede Einheit ist stets zugleich eine Vielheit, und jede Vielheit ist stets auch eine Einheit. Alles Gleiche ist ein Ungleiches, — ein und dasselbe stets ein Verschiedenes; alles Gute ist ein Böses, alles Recht ein Unrecht.

Umstrickt von der alten Weltanschauung, befangen im Geiste der Jahrtausende können wir nicht anders, als in diesen Sätzen wilde und wüste Wahnsinnsreden erblicken. Es sind Dämonenworte, Klänge eines schauerlichen Hexeneinmaleins, — und all unser Denken und Wissen, all unser Glauben und Fühlen, unser Thun und Handeln wird eben bestimmt von der Erkenntnis, dass jene Worte unmöglich wahr und richtig sein können, dass sie sich vollkommen widersprechen und also unsinnig sind. Gelangten sie zur Anerkennung, so würde unsere ganze Welt und Weltanschauung die denkbar grösste Umwälzung erfahren. Es bedeutet einen vollkommenen Bruch mit allen unseren religiösen, philosophischen und wissenschaftlichen Anschauungen und Voraussetzungen: unsere Moral wäre ganz und gar haltlos, unsere Einrichtungen und Zustände müssten völlig neu und anders werden.

Wir behaupten aber, dass jene Worte allein wahr und richtig sind.

Sind es Dämonenworte: nun schon oft sind Dämonen Götter geworden und Götter zu Dämonen herabgesunken, und Dämonenweisheit enthüllte sich oft an einem hellen Morgen als göttliche Weisheit.“

Göttliche Weisheit — das ist der Stier, der bei den Hörnern gepackt ist und wie folgt brüllt: „Wie unsere Naturwissenschaft Verwandungslehre geworden ist, so muss auch unsere Logik zu einer Verwandungslehre sich umgestalten.“ Die neue Logik zeigt, dass alles eins ist. Wenn sie sich dann wieder eine Umdrehung weiter entwickelt, so wird sie wieder etwas anderes zeigen. Diese Sorge aber können wir dem vierten Jahrtausend überlassen. Hoffentlich fällt man dann nicht in das ekelhaft starre causale Denken zurück, das die Hartisten zu gunsten des Identitätsdenkens überwunden haben. Ueberhaupt: „In jedem einzelnen Worte liegen eingeschlossen alle Worte. In jedem Worte, das wir reden, sprechen wir alle Worte aus.“ Ich bin deshalb auch sicher, dass ich im Vorstehenden alle Gedanken der Hartisten erschöpft habe. Es kann nichts entwischen. Auch ich Böswilliger werde durch die Natur der Dinge gezwungen, im Lichte zu wandeln und den Hartisten gerecht zu werden: In einem Gedanken liegen alle Gedanken. „Die Einheit eines Begriffs besteht in der Vielheit der Anschauungen, die in ihnen stecken. Anschauungen sind etwas anderes Doch lies den letzten Satz noch einmal.“ Ich habe es sogar dreimal gethan, es war aber trotzdem eines.

Uebrigens, wie sieht das Ding an sich aus, welche Farbe hat es:

„Wenn ein Ding, das für mich rot aussieht, für einen Farbenblinden jedoch grün erscheint: wie sieht das Ding denn nun wirklich aus, welche Farbenbezeichnung kommt dem Ding an sich zu? Für unsere naturwissenschaftliche Erkenntnis unterliegt es gar keinem Zweifel, dass die Welt der bunten Farben und mannigfaltigen Formen, die in unserem menschlichen Auge existiert, keineswegs auch in dem Auge eines niederen Wurmes so aussieht: sondern vielleicht nur als ein Wechsel von Hell und Dunkel wahrgenommen wird. Ja, was ist denn nun die Welt an und für sich? Bloss ein Wechsel von Hell und Dunkel oder die wunderbar reiche und mannigfaltige Erscheinungswelt, die wir wahrnehmen? Irgendwie muss das Ding doch aussehen, irgend etwas muss es doch sein. Es ist rot und grün, es ist nicht rot und nicht grün: was ist es denn nun eigentlich? Grau oder farblos, oder was?“

Man sieht: das richtet sich gegen Kant. Dieser alte starre Denker fasste die Philosophie als ein gar nüchternes Geschäft auf. Philosophie war ihm Methode. Es galt, die Bedingungen der Wissenschaft, der Sittlichkeit, der Kunst festzustellen, die Wege der Forschung zu bezeichnen, die Gewissheit der Erkenntnis zu begründen, ihre Grenzen und Werte festzustellen. Wie ist Mathematik möglich, wie reine Naturwissenschaft, wie Ethik? Indem er einen alten starren Begriff der Griechen übersetzte, sprach er vom Ding an sich. Das war für ihn etwas durchaus Erkennbares, weil es ja das eigenste Erzeugnis der Vernunft war, eine Idee, eine methodische Anweisung zur unendlichen Durchforschung, zur Erweiterung und zugleich zur Begrenzung der ganzen wissenschaftlichen Erfahrung. Die Compendienschreiber machten dann aus der Idee, aus dem Ding an sich, ein hinter der Erscheinungswelt spukendes unerkennbares Urwesen. Und die Hartisten fragen jetzt tief sinnig, welche Farbe das Urwesen habe. Welche Farbe hat wohl der pythagoräische Lehrsatz? Wenn ihn der Lehrer an die Tafel kreidet — zweifellos weiss. Und was empfindet die Zwiebel, wenn sie uns Thränen entlockt? Denn die Zwiebel ist doch das eigentlich Weinende. Das muss unsere Gemeinschaft noch beleuchten.

Als Kant sein Lebenswerk gethan, flutete bereits die Romantik heran. Die ins Blaue wuchernde Metaphysik begann, die sich nicht dafür interessiert, die Grundlagen und Wege des Denkens ernst zu erforschen, sondern gleich auf die Lebensrätsel stürzt und das Wesen aller Dinge, indem es hinter sie schießt, in wild rankenden Worten verschüttet. Das war das fiebrige, anspruchsvoll eitle Träumen und Faseln der zur strengen Arbeit Trägen und Unfähigen. Kant spottete über den neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie.

Die Romantik verstummte nach kurzer Schreckensherrschaft im zornigen Gelächter der zum Leben und zur Arbeit erwachten Geister. Aber am Ende des XIX. Jahrhunderts erstand sie aufs neue, und nicht erst seit dem Niedergang des Naturalismus, sondern die Romantik nistete sich schon in seine Blüte ein. Schon vor zehn Jahren stellten Schriftsteller, die sich mit dem Nietzscheum auseinandersetzten, den romantischen Rückfall fest. Jetzt ist die Neu-Romantik zum werbenden Marktwort geworden. Wenn es eine bloss künstlerische Lösung bleibt, mag es geduldet werden. Aber das Litteratenvolk, das bei uns zur inneren Unwirksamkeit verurteilt ist, weil es für die Bourgeoisie schreiben muss, von der es lebt, versucht bereits Politik, Leben, Wissenschaft wieder mystisch einzuspinnern. Sein neuer Gott ist der alte Abgott der alles in einem Dämmer verwirrenden, wort-, farbe-, klangschwelgenden Romantik. Der wissenschaftlich unreife Laie schmückt sich heute gern mit der schillernden Vocabel des „Monismus“ — hinter dem aber auch nichts weiter, als die romantische Metaphysik, schwärmt.

Die Gebrüder Hart sind verdienstliche Schälke. Sie haben die Gefahren dieser neuen Romantik erkannt und darum in einer mystischen Flugschrift¹⁾ das Unwesen fidel verspottet; nur die allzu grosse Länge ermüdet die Parodie, von der wir oben einige Proben carikierter Denkerweichung wiedergegeben haben. Sehr witzig ist, dass die Gebrüder Hart ihre Schrift einem Verlag ins

¹⁾ Das Reich der Erfüllung. Flugschriften zur Gründung einer neuen Weltanschauung. Herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. Heft 1. Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht. Ein vorläufig Wort an die Wenigen und an Alle. Verlegt in Leipzig bei Eugen Diederichs. 1900.

Nest gelegt haben, der in erster Linie „die den Naturalismus ablösende Neuromantik“ vertreten will. Prächtig ist auch der Einfall, dass das Spötterpaar seine genauen Adressen angiebt und mit steifem Ernst zu Beitrittserklärungen auffordert. Der Spass wird für die keck höhnnenden Religionsstifter sich gipfeln, wenn die dupierten Jünger sich melden. Dass die Hineingefallenen auf einer Gedenktafel aufgezeichnet werden mögen!

Ehe und freie Liebe.

Von

Ladislaus Gumplowicz.

(Zürich.)

I.

Der Socialismus kann leichten Herzens den Himmel den Theologen, das Ding an sich den Metaphysikern überlassen. Aber zu allen grundlegenden Fragen des realen Menschendaseins muss er Stellung nehmen, um eine ganze, starke, innerlich sieghafte und darum auch nach aussen werbekräftige Lebensanschauung zu sein, um seinen Jüngern vollwichtigen Ersatz zu bieten für den ganzen Schatz von Traditionen, den sie von sich geworfen haben; somit auch zum Problem der Geschlechtsliebe und der wechselnden socialen Formen, unter denen sie auftritt. Wir können uns aber nicht damit begnügen, all' die guten und schönen Dinge, welche seit einem Jahrhundert und länger von älteren und neueren Socialisten über dieses Thema geschrieben wurden, einfach nachzusprechen und darauf zu schwören. Vielmehr thut auch auf diesem Gebiet ab und zu eine Neuinventarisierung des geistigen Besitzstandes not. Nachstehende Zeilen wollen nichts weiter sein, als eine sehr provisorische Anregung zu einer solchen Neuinventarisierung.

In der Gesellschaft, in der wir stecken, und aus der wir uns heraussehen, gilt als die officiell einzig zulässige Form des Geschlechtsverkehrs die Ehe. Und zwar handelt es sich, gleichviel, ob kirchliche Ehe nach katholischem, evangelischem oder jüdischem Ritus oder blosser Civilehe, durchweg um eine obligatorisch-monogamische Ehe, die ursprünglich als unauflösbar gedacht ist. Auch heute noch ist eine Trennung mit nachfolgender anderweitiger Wiederverheichelichung theils überhaupt unzulässig, theils wird sie nur als unvermeidliches Uebel in möglichst kleinem Umfange geduldet und mit allerhand geradezu boshaften Erschwerungen umzäunt. Wir fühlen es alle, dass hier veraltete Gesetze und Sitten tausendfältige Glücksmöglichkeiten im Keim zertreten, gegen welche unser heutiges Rechtsgefühl nichts mehr einzuwenden hat, und tausendfache Qualen verhängen, für welche unser Rechtsgefühl keine Rechtfertigung mehr weiss; und wir fühlen alle, dass wir mitschuldig sind an dem Unrecht, das wir verhindern könnten und nicht verhindern. Aber so wie die Hexenprocesse, zur Freude der Stöcker, Gröber und Roeren von anno dazumal, noch lange lustig weiter florierten; nachdem schon längst die Einsichtigen erkannt hatten, dass hier Unschuldige gemartert und gemordet wurden, so verlängern auch heute Indolenz, Feigheit und niedriges Heuchlertum die Fortdauer einer längst als sinnlos erkannten Barbarei.

Was aber den Kampf gegen diese Barbarei und die Geltendmachung einer menschlicheren Auffassung wesentlich erschwert, das ist der Umstand, dass die traditionelle Ehe auf einer Verkoppelung zweier ganz verschieden zu beurteilender Institutionen beruht, und dass diese Verkoppelung den Wenigsten ganz klar zum Bewusstsein kommt. Die traditionelle Ehe enthält gleichsam zwei Antworten auf zwei sehr verschiedene Fragen. Die eine Frage lautet: Unter welchen Bedingungen kann der Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Weib als sittlich gelten? Darauf antworten die Anhänger der Ehe: Wenn sich die Beiden über den Besitz eines Trauscheins ausweisen können, dann ist die Sache sittlich; haben sie keinen Trauschein und thun dasselbe, dann ist ihr Thun Sünde und Schande.

Was haben wir Socialisten mit solchem Negeraberglauben gemein? Nichts. Der Trauschein ist uns ein Fetisch, wie ein anderer. Sein Vorhandensein vermag erkaufte Prostitution nicht zu heiligen, sein Fehlen das reine Ineinanderverflammen gegenseitiger Liebesleidenschaft nicht zu beflecken. Hätte die Ehe nur diese eine Seite, dann wäre ohne weiteres klar, was wir von der Ehe zu halten haben: nichts.

Nun aber die andere Frage. Sie lautet: Wer soll verpflichtet sein, dem Kinde und der Mutter den notwendigen socialen und wirtschaftlichen Beistand zu leisten? Darauf antworten die Anhänger der Ehe: der Ehemann.

Das ist keine ideale Antwort, aber es ist eine Antwort. In Millionen und aber Millionen von Fällen erfüllt der Ehemann seine Aufgabe als Schützer von Weib und Kind in befriedigender Weise und sichert dadurch das Gedeihen des Nachwuchses — so gut, wie irgend ein männlicher Schimpanse, der sitzend in einer Astgabel übernachtet, um sein Weibchen und seine Jungen vor blutgierigen Pantheren zu behüten, während sie hoch oben im Gezweig auf einem von ihm zurecht gemachten weichen Blätterlager schlummern. Aus uranfänglichen Tagen ragt hier unter wechselnden Formen gleichsam eine Schutzwehr herauf, welche die Erhaltung des menschlichen Lebens in seinen physiologischerweise schwächsten, aber für den Bestand der Rasse unentbehrlichen Formen ermöglicht. Diese Schutzwehr ohne Ersatz niederreißen, die Schwangere und Gebärende, die Wöchnerin, die stillende Mutter mit ihrem Säugling allen Schrecken des Daseinkampfes hilflos preisgeben, das wäre ein Rückschritt nicht nur hinter unsere bisherige Cultur, sondern ein Rückschritt selbst hinter die Barbarei der unterschiedlichen Schwarzen in Bayern und Centralafrika, ja selbst noch hinter Schimpanse und Gorilla.

Somit stünde der Socialismus vor der Aufgabe, der neuen geläuterten Sittlichkeit in Liebesdingen zum Durchbruch zu verhelfen, gleichzeitig aber das bisherige System der Fürsorge für Mutter und Kind durch den einzelnen Ehemann mindestens durch ein ebenso wirksames, womöglich durch ein besseres System zu ersetzen.

II.

Giebt es nun innerhalb der heutigen Gesellschaft, dieses widerwilligen Nährbodens so vieler Zukunftskeime, auch schon Keime und Ansätze jenes neuen, besseren Systems, welches den Ehemann als Versorger und patentierten Beschützer seiner Kinder und seiner Gattin überflüssig machen soll — eines Systems der Fürsorge des Gemeinwesens für unsere Kinder, unsere Frauen?

Ja.

Diese Keime und Ansätze sind, wie gewöhnlich, ebendort zu finden, wo das bisherige System die augenfälligsten Lücken aufweist und die schreiendsten Missstände zeitigt. Vor allem schützt die Ehe nur die Ehefrau und das eheliche Kind. Für ein Kind, dessen Vater man nicht kennt, ist auch keiner zu sorgen verpflichtet, ein unehelicher Vater, und wäre es der reichste, darf sein Kind mit einem lumpigen Alimentationsbeitrag abfinden. In beiden Fällen aber sind die ganz Frommen geneigt, dem „Sündenkind“, diesem auf Schleichwegen zollfrei in die Welt hereingeschmuggelten Eindringling, schlechthin die Existenzberechtigung abzuspochen. Eine Schwangere ohne Trauschein aber gilt frommen Katholiken und frommen Protestanten und frommen Juden als schmachbeladene Verbrecherin; keine Beschimpfung ist so gehässig, keine Misshandlung so roh, dass man sie als Ausdruck der gerechten Entrüstung über solch eine „Schanddirne“ nicht für angemessen hielte. Je mehr aber das Centrum unseres religiösen Fühlens aus der beschreibenden Naturgeschichte der Götter, Heiligen, Engel, Teufel und Gespenster in die Biologie der Wirbeltiere und des Menschen herüber-rückt, mit desto heftigerem Abscheu müssen wir die Wahnvorstellung zurückweisen, dass ein gesundes menschliches Kind kein Recht aufs Leben habe, weil ihm der bewusste papierne Fetisch fehlt, und desto mehr erscheint uns auch jede Schwangere als ein geheiligter, fruchtverheissender Spross am immergrünen Baume der Menschheit, gleichviel, ob sie den besagten Fetisch in der Tasche oder Schublade stecken hat, oder nicht. Und so mancher, der den Kopf schüttelt über die Worte, die ich da niederschreibe, hat sich doch längst an die Existenz gewisser sozialer Einrichtungen gewöhnt, welche der soeben geäusserten Anschauung wenigstens bruchstückweise Rechnung tragen. Längst haben wir an vielen Orten Gebärhäuser, Wöchnerinnenheime und Findelhäuser, welche auch unehelichen Müttern und deren Kindern offen stehen. Noch sind diese Anstalten qualitativ oft, quantitativ fast immer unzureichend, aber sie geben doch schon ein greifbares Beispiel von dem, was die Zukunft bringen soll, sie bilden sozusagen die Technik aus, die später vervollkommenet und verallgemeinert werden kann. Und je mehr die Leitung solcher Anstalten aus den Händen von Priestern und Nonnen in die Hände weltlicher, modern denkender Aerzte und Pflegerinnen übergeht, desto mehr schwindet auch der Unterschied in der Behandlung „ehelicher“ und „unehelicher“ Insassen. Ebenso haben wir Arbeiterschutzgesetze und Arbeiterversicherungsanstalten, welche Hochschwangeren und Wöchnerinnen, ohne Unterschied des Civilstandes ein Minimum von Schonung und ein Minimum materieller Unterstützung sichern. Auch die Forderung völliger gesetzlicher Gleichberechtigung der unehelichen Kinder mit den ehelichen ist, zur Ehre unseres Zeitalters sei es gesagt, schon mehrfach aufgestellt worden, und sie wird nicht mehr verstummen.

Andererseits hat die wirtschaftliche Knechtung der breiten Volksmasse zur Folge, dass auch Millionen von ehelichen Eltern für ihre Kinder nicht in ausreichender Weise zu sorgen vermögen. Was aber die Abhilfe betrifft, so gilt es auch hier nicht etwa, ein funkelneues Princip zu erfinden und in die Praxis einzuführen, sondern schon vorhandene Ansätze auszubauen und zu verallgemeinern. Schon haben wir in den Städten in der Regel gute öffentliche Volksschulen, auf dem Lande wenigstens schon schlechte Volksschulen; in der Offenhaltung von Stipendien und Freiplätzen für mittellose Gymnasiasten und Hochschüler verrät sich wenigstens schon eine fragmentarische Anerkennung des

Princips, dass für die Zulassung zu specialisierten höheren Lehranstalten nicht der Geldbeutel, sondern die individuelle Begabung des Bewerbers massgebend sein soll. In der Schweiz ist die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes schon bedeutend weiter gediehen, speciell in Zürich ist auch der höhere Schulunterricht unentgeltlich, und auch die Lehrmittel werden gratis geliefert. In Frankreich aber befassen sich socialistische Stadtgemeinden, allen voran jene von Roubaix, auch schon mit unentgeltlicher Beköstigung der Schulkinder. Von da bis zur vollständigen Erziehung und Verpflegung der Kinder und der heranwachsenden Jugend auf öffentliche Kosten ist theoretisch nur ein Schritt, praktisch freilich noch ein tüchtiges Stück Weges.

Gleichzeitig aber wird der Umfang des zu beseitigenden Uebels noch von einer anderen Seite her gewaltig eingeengt: durch das Anwachsen der Zahl der erwerbsthätigen Frauen. Allerdings wäre es unsinnig, in jedem Eindringen von Frauen in einen beliebigen Industriezweig einen Emancipationsact zu sehen; zuweilen liegt ein Versklavungsact vor. Wenn die Arbeit direct gesundheitszerrüttend wirkt, wenn sie förmliche Epidemien von Fehlgeburten erzeugt; oder wenn der Lohn für ein langes und schweres Tagwerk so ungenügend ist, dass er die „Prostitution als Zusatz zum Lohn“ erzwingt; oder wenn die Frau als Lohndruckerin gegen den Mann, und die Kinder als Lohndrucker gegen die Eltern ausgespielt werden, dermassen, dass nunmehr die ganze Familie nicht mehr verdient, als vordem der Mann allein, nur mit dem Unterschied, dass vordem das Hauswesen in Ordnung war, während es jetzt verlottert und die Kinder verrohen: in all' diesen Fällen bedeutet die Frauenarbeit keine Befreiung der Frau, sondern das Vertauschen einer für die meisten erträglichen Abhängigkeit gegen unerträgliche Knechtschaft. Und aus gar manchem industriellen Arbeitszwinger, in welchen sie nur die bitterste Not hineintreiben konnte, werden die Frauen ganz von selbst wieder herausspazieren, sobald der wirtschaftliche Druck nachlässt und die Möglichkeit passenderer Beschäftigung winkt. Ist aber die Arbeit eine hygienisch halbwegs angemessene und der Lohn resp. Gehalt ein halbwegs zureichender, dann giebt die eigene Erwerbsthätigkeit der Frau in der That die Möglichkeit, sich dem Manne selbständiger und freier gegenüber zu stellen, als es sonst der Brauch war. Ich sage die Möglichkeit; denn der Mensch ist kein Automat, und lebendige Männer und Frauen brauchen auf eine Verschiebung ihrer wirtschaftlichen Existenzbedingungen noch lange nicht promptestens nach einem festen Schema mit einer correspondierenden Verschiebung in der Gefühlssphäre zu reagieren; das monogamische Empfinden kann seine bisherige wirtschaftliche Grundlage hartnäckig überdauern. Andererseits darf nicht übersehen werden, dass ja die arbeitende Frau von heute in den meisten Fällen nicht im Dienst eines demokratischen Gemeinwesens steht, sondern im Dienst irgend eines absolutistisch schaltenden privaten Unternehmers; und dieser Unternehmer und seine Beamten können die geschlechtliche Freiheit der Arbeiterin mitunter sehr empfindlich verkürzen — wie empfindlich, das ist bei der Debatte über den Arbeitgeber-Paragrafen aller Welt kund geworden. So ist die junge Dame, die sich lebenslänglich an einen Bräutigam ihrer Wahl kettet, vergleichsweise immer noch freier, als die arme Ladenmamsell, deren Hingabe ein ihr persönlich sehr unangenehmer Principal durch Drohungen erzwingt. Von derlei infamen Missbräuchen abgesehen, ist aber, wie gesagt, die wirtschaftliche Möglichkeit der freien Liebe gegeben, sobald die Frau durch ihre Berufsarbeit vom

Manne wirtschaftlich unabhängig wird. Zwar wird die besondere Hilfsbedürftigkeit der Frauen dadurch nicht vollständig aufgehoben, wohl aber sehr wesentlich eingeschränkt; aus der lebenslänglichen Abhängigkeit der Hausfrau vom Hausvater wird eine bloß zeitweilige, man könnte fast sagen ausnahmsweise Hilfsbedürftigkeit der Frauen in jenen Lebensabschnitten, in welchen ihnen die Natur die schwersten Lasten auferlegt. Die Aufgabe des künftigen collectivistischen Gemeinwesens: der Gesamtheit der Frauen und Kinder denjenigen Schutz zu gewähren, welchen bisher die einzelne Frau für sich und ihre Kinder von dem einzelnen Hausvater beanspruchte, wird dadurch in hohem Grade erleichtert.

Von zwei Seiten her sehen wir also schon vorhandene Entwicklungstendenzen dem vorhin postulierten Ziele zustreben. Je weiter einerseits die öffentliche Fürsorge für die Kinder und deren Mütter ausgebaut, je mehr für sie passende Erwerbszweige andererseits und unter je günstigeren Bedingungen sie den Frauen erschlossen werden, desto entbehrlicher wird die Ehe für die Frau. Und dass die Ehe für die Frau entbehrlich werde, darauf kommt es an. Denn um der Frau willen war die Ehe bisher notwendig. Wenn Männer erklären, dass sie für ihren Teil der Ehe sehr gut entraten können, so beweist das nicht mehr, als wenn ein Fabrikant versichert, er brauche keinen staatlichen Arbeiterschutz. Erst, wenn die Frau erklärt und mit Recht erklären kann: ich brauche die Ehe nicht, denn das Gemeinwesen gewährt mir für mich und meine Kinder allen Beistand, dessen ich bedarf — erst dann ist die Ehe wirklich veraltet, erst dann kann die freie Liebe die Normalform des Geschlechtslebens der Culturmenschen werden.

III.

Es dürfte für weitere Erörterungen dienlich sein, ein Bild davon zu entwerfen, wie sich die freie Liebe in der fertigen collectivistischen Gesellschaft gestalten mag. Dazu aber muss ich vorerst ein Bild oder wenigstens eine Skizze dieser collectivistischen Gesellschaft selbst entwerfen. Indem ich dies tue, lasse ich die Frage ganz beiseite, ob die collectivistische Gesellschaft in dreissig, in sechzig oder in neunzig Jahren verwirklicht sein dürfte, und ob auf einen Schlag „in der ganzen Welt“ oder fürs erste nur in Neuseeland, Victoria und Südastralien. Ebenso lasse ich die Specialfrage für diesmal seitwärts liegen, ob nicht mitten in der sonst fertigen collectivistischen Gesellschaft stellenweise (zum Beispiel bei den Bauern abgelegener Gebirgsthäler) noch Jahrhunderte lang Rudimente vorcollectivistischer Formen persistieren werden, wenn auch mit wesentlich socialistischem Inhalt. Es handelt sich für heute lediglich um ein Gedankenbild, das zu klarer Anschauung bringen soll, welchen unter den verschiedenen in der Gegenwart vorhandenen Entwicklungstendenzen wir nach Kräften zu voller Entfaltung zu verhelfen gewillt sind; kurz gesagt, eine anschauliche Formel für das, was wir wollen. Eine gewisse individuelle Färbung ist bei solcher Zukunftsmalerei kaum zu vermeiden, wenn man sich nicht mit den dürrsten Allgemeinheiten begnügen will; doch will ich mich bemühen, so unpersönlich, als möglich, zu bleiben.

Ich nehme also zunächst an, dass alle Productionsmittel von irgend welchem Belang in das Eigentum öffentlicher Körperschaften übergegangen sind, welche als berechtigt gelten, innerhalb gewisser Grenzen das Gemeinwesen zu repräsentieren. Es dürften dies in erster Linie territoriale Verbände sein, also Gemeinden, Provinzen, Staaten, auch wohl zu bestimmten umschriebenen

Zwecken gegründete internationale Föderationen; daneben aber auch Consumvereine und ähnliche facultative Consumentengenossenschaften, in gewissen Ausnahmefällen und unter gewissen Cautelen auch Verbände beruflicher, d. h. gewerkschaftlicher oder productivgenossenschaftlicher Natur. Allen diesen Verbänden müsste gemeinsam sein, dass sie offene Verbände wären, d. h. ihre Mitgliederzahl nicht willkürlich beschränkten. Also keine „Bürgergemeinden“, keine die Eingewanderten generationenlang vom Stimmrecht ausschliessenden Patricier-Oligarchien, sondern offene Demokratien, in denen der Zugereiste nach Ablauf einer Frist von wenigen Monaten ganz von selbst Bürger wird; auch keine die breite Masse der Käufer ausbeutenden Consum-Actiengesellschaften, sondern für jeden Ortsansässigen zugängliche Consumgenossenschaften; und wenn Gewerkschaften, dann jedenfalls nur unter der Voraussetzung, dass sie jedem gelernten Arbeiter der Branche offen stehen. Die rechtliche Structur all dieser Productions-mittel besitzenden und Arbeiter besoldenden Körperschaften würde also jedem Versuch der Bildung geschlossener Monopolistengruppen von vornherein entgegenwirken. Dabei müssten natürlich die umfassenderen Verbände ein gewisses Obereigentum ihren einzelnen Sectionen gegenüber behaupten; es müsste z. B. der Staat das Recht haben, einen Streifen communalen Landes, den er zu einem gemeinnützigen Culturzweck braucht, im schlimmsten Notfall auch gegen den Willen der betreffenden Gemeinde zu expropriieren, falls die Mehrheit der Staatsbürger durch Urabstimmung eine solche Zwangsmassregel für unvermeidlich erklärt. Dieses Obereigentum würde gleichfalls dazu dienen, einen Gegensatz zwischen ärmeren und reicheren Gemeinden (resp. Genossenschaften) nicht aufkommen zu lassen.

Die in diese Gesellschaft hineingebornen Knaben und Mädchen würden nun zunächst auf öffentliche Kosten erzogen und zum Besuch einer Volksschule angehalten werden. Hierauf verteilen sie sich auf verschiedenerlei Fachschulen, die samt und sonders vollkommen unentgeltlich sind, von denen aber jede nur für eine beschränkte Auswahl der geeignetsten Zöglinge Platz hat. Natürlich müsste der Unterricht planmässig dahin wirken, jeden einzelnen Zögling wenigstens in Bezug auf einen bestimmten Berufsweig — sei es nun die Holzbearbeitung oder die Heilkunde, die Schauspielkunst oder das Maurerhandwerk — mit umfassenden theoretischen und technischen Kenntnissen auszustatten, so dass es eine besondere Classe ungelernter Arbeiter überhaupt nicht gäbe, und auch der Gegensatz zwischen „Theoretikern“ und „Praktikern“ nicht so klaffend wäre, wie jetzt. Nach Beendigung ihres Studiengangs würden sich dann die jungen Leute, die jungen Männer sowohl als auch die erwachsenen Mädchen, um irgend eine Anstellung als Arbeiter in öffentlichen Diensten bewerben — das Wort Arbeiter natürlich im weitesten Sinne genommen, so dass es auf jeden Anwendung findet, der sich dem Gemeinwesen gegenüber zur Leistung irgend einer berufsmässigen Arbeit verpflichtet, also auf Beamte und Lehrer, Gelehrte und Künstler ebensogut, wie auf die industriell und landwirtschaftlich Thätigen. Das kleinste zulässige Einkommen eines Arbeiters in irgend einem Berufsweig wäre verfassungsmässig festgelegt, desgleichen der Maximalgehalt; innerhalb dieser beiden äussersten Grenzen aber würden die Bezüge der einzelnen Kategorien geregelt durch das Wechselspiel zwischen der organisierten Nachfrage seitens der Arbeiter besoldenden Körperschaften und dem organisierten Angebot seitens der Gewerkschaften und Arbeitsbörsen. Innerhalb der auf solche Weise

enger gesteckten Grenzen gäbe dann wieder die individuelle Leistungsfähigkeit des einzelnen Bewerbers den Ausschlag. Einige Arbeitszweige wären ihrer besonderen Natur wegen den Frauen reserviert, einige andere den Männern; in den meisten Berufen aber würden Männer und Frauen neben einander arbeiten und für gleiche Leistung gleichen Lohn empfangen. Die einmal erlangte Anstellung wäre insofern eine ziemlich beständige, als ja bei planmässiger collectivistischer Production die Massenentlassungen wegen Productions- und Absatzstockungen wegfallen, und andererseits gegen willkürliche Massregelungen die mit weitgehenden rechtlichen Befugnissen ausgestattete Gewerkschaft Schutz gewährt. Wer sich aber der bedungenen Leistung nicht gewachsen zeigt, dem wird gekündigt. Es steht ihm alsdann der ganze Apparat eines hochcentralisierten und zugleich durch den collectivistischen Betrieb höchst vereinfachten Arbeitsvermittlungswesens zu Gebote, so dass er in der Regel noch vor Ablauf der Kündigungsfrist eine neue Stelle findet. In dem schlimmsten Fall aber, dass ihm dies nicht gelingt, bezieht er noch während einer Reihe von Monaten eine zum Leben ausreichende Conditionslosenrente, sei es von der Körperschaft, die ihn bisher besoldete, sei es (wie etwa der organisierte Buchdrucker vor heute) von seiner Gewerkschaft. Arbeitslose in dem verhängnisvollen Sinne, den das Wort heute meist hat, nämlich einkommenslose Stellensuchende, gäbe es also überhaupt nicht mehr auf dem Arbeitsmarkt. Wer seinen Posten freiwillig oder unfreiwillig verlässt, würde sich in Ruhe und Musse einen ihm convenierenden neuen Posten aussuchen; die Versuchung, zum Lohnrücker zu werden, träte überhaupt nicht mehr ernstlich an ihn heran. Um so rückichtsloser könnte und würde, im Interesse des consumierenden Publicums und der gesamten Cultur, jede einzelne Körperschaft ihr Recht ausüben, die für sie minder tauglichen Arbeitskräfte immer wieder abzustossen und sich dafür aus dem nationalen und internationalen Arbeitsmarkt immer wieder die für ihre besonderen Zwecke Tüchtigsten und Allertüchtigsten herauszuholen, eventuell durch etwas höhere, dem verfassungsmässigen Maximum sich nähernde Gehaltsziffern anzulocken. Dieses ganze Wechselspiel würde unaufhörlich dahinwirken, den rechten Mann auf den rechten Platz zu stellen, so lange, bis Person und Amt wie prädestiniert zu einander passen: eine von jeder Verfälschung durch Vorrechte der Geburt und des Vermögens befreite, in ihren Wirkungen auf den einzelnen unendlich gemilderte, in ihrem Nutzeffect für die Gesamtheit aufs höchste gesteigerte sociale Auslese.

Eine selbstverständliche Ergänzung dieses Systems bildet die unentgeltliche Krankenpflege, sowie eine ausreichende Fürsorge für die Invaliden und Alten. Von der unentgeltlichen Pflege der Gebärenden und Wöchnerinnen sprachen wir schon.

Ueber die Verteilung der Producte in der collectivistischen Welt ausführlich zu sprechen, ist für meinen heutigen Zweck unnötig. Sie wird sehr vielgestaltig sein, und sie wird sich in ihren äusseren Formen gar nicht so sehr von der heutigen unterscheiden, als mancher meint. Man wird auch dann noch im Restaurant „bar zahlen, was man verzehrt,“ und im Kaufladen, was man dort kauft. Nur dass die Verabreichung von Speise und Trank und der Verkauf von Waren nicht mehr auf Rechnung privater Firmen vor sich gehen wird, sondern auf Rechnung öffentlicher Körperschaften, und dass in dem Geld, das der Kunde auf den Tisch legt, mag es nun Metallgeld oder Papiergeld sein,

kein aus irgend welchem Drohnenprivilegium entspringendes arbeitloses Einkommen steckt, sondern Arbeitslohn, und nichts als Arbeitslohn: denn auch die erwähnten Conditionslosen-, Invaliden- und Altersrenten sind ihrem inneren Wesen nach nichts anderes, als verkleideter Arbeitslohn.

Was wird nun in einer solchen Gesellschaft eine in irgend einem Beruf thätige Frau thun, sobald sie sich Mutter fühlt? Wird sie den Vater des Kindes um Beistand anflehen? Es wäre zwecklos, denn sein Einkommen reicht gerade nur für ihn selber aus. Und es wäre unnötig; denn sie erhält von der Gemeinde allen Beistand, dessen sie bedarf, nicht als die Gattin oder Geliebte des Bürgers X., sondern einfach auf Grund ihrer eigenen Rechte als Arbeiterin. Sie wird also unter Hinweis auf ihren Zustand erst um Diensterleichterung, später um völlige Beurlaubung einkommen; sie wird, sobald sie es für passend hält, ein Gebärdhaus aufsuchen, welcher Anstalt alsdann nicht das mindeste von ihrem heutigen Odium anhaften wird, und sie wird auch nach der Niederkunft eine Zeit lang unter sachverständiger Pflege in der Anstalt verbleiben. Dann wird sie erst teilweise, dann ganz zu ihrer Berufsarbeit zurückkehren. Mit der Erziehung ihres Kindes wird sie sich soweit persönlich befassen, als sich dies mit ihren Neigungen und der besonderen Art ihrer Berufsarbeit verträgt. Jedenfalls aber ist das Aufziehen der Kinder eine social notwendige Arbeit; unterzieht sich die Mutter dieser Arbeit, so wird sie dafür materiell entschädigt — überlässt sie ihr Kind berufsmässigen Pflegerinnen, so fliesst das entsprechende Quantum Arbeitslohn in die Taschen der letzteren.

Aber wird es bei solchen Einrichtungen nicht gar zu viele Kinder geben? Nein. Es sind die unselbständigen, gedanken- und willenslosen Ehesklavinnen, welche jedes Jahr mit fataler Regelmässigkeit ein Kind zur Welt bringen, bis das Dutzend voll ist; keineswegs die selbständigen Frauen. Steigerung des allgemeinen Wohlstandes, erweiterte Schulbildung der Frauen, vor allem aber Verbreitung der Kenntnisse rationeller Mittel zur Verhütung unwillkommener Empfängnis sind weitere Factoren, durch welche sich eine Herabsetzung der Geburtenzahl auf das wünschenswerte Mass wird erzielen lassen, unter gleichzeitiger Hebung der Qualität der geborenen Kinder. Ohne partielle Anwendung von Präventivmethoden wäre allerdings die socialistische Gesellschaft auf die Dauer nicht leicht haltbar; aber es steht der Propagierung solcher Methoden auch nichts Ernstliches im Wege, ausser ein paar albernen Vorurteilen und Muckernarrheiten.

IV.

Nach diesen Präliminarien können wir unserer Phantasie einen freieren Flug gestatten. Welcher Art wird das Liebesleben dieser freien Männer und Frauen sein?

Um hier nicht irrezugehen, muss man vor allem eine fundamentale Voraussetzung beherzigen: Die collectivistische Gesellschaft wird eine Gesellschaft ohne Prostitution sein. „Hurerei“ im Sinne der Schrempf, nämlich Liebe ohne Pfaffensegen, wird es allerdings oft genug geben; aber keine Prostitution, nämlich keinen Verkauf geschlechtlicher Hingabe an Ungeliebte aus wirtschaftlicher Not, weder ohne, noch mit Pfaffensegen. Man komme mir nicht mit dem dummen Einwand, dass ja doch manche Mädchen von Natur aus urthbar sinnlich seien. Eine besonders heftige oder besonders wählerische Sinnlichkeit kann sich allenfalls darin äussern, dass ein Mädchen ihre Liebhaber häufig wechselt; sofern sie aber dabei jedesmal ihrer Neigung folgt, hat ein

solches Verhalten mit Prostitution nicht das mindeste zu thun — ausser in den Augen unheilbar urteilsloser Philister, die alles begrunzen, was keinen amtlichen Stempel trägt. Folgt aber eine nicht ihrer Neigung, sondern verzichtet sie um wirtschaftlichen Vorteils willen auf das schönste und stolzeste Recht des Menschen, das Recht des freien Gewährens und Versagens — dann liegt allerdings Prostitution vor, daran ist aber nicht die Sinnlichkeit schuld, sondern wirtschaftliche Unfreiheit und Hilflosigkeit.

Also: es wird keine Prostitution geben. Es wird keine Classe von Frauen geben, um die man nicht zu werben braucht, weil sie käuflich sind; keine Classe von Frauen, die man umarmt, obgleich man sie verachtet, ja geradezu weil man sie verachtet — weil man sich vor ihnen nicht zu genieren braucht. Und mit der Prostitution werden auch all' die verwüstenden und vergiftenden Wirkungen wegfallen, welche sie auf das Liebesleben der meisten Männer von heute übt — und zwar nicht blos der meisten Bourgeois, sondern auch zahlreicher Arbeiter; die gehen eben zu billigeren Prostituierten, aber dadurch wird die Sache nicht besser. Wegfallen wird zunächst jene chronische qualitative Unbefriedigung trotz quantitativer Excesse, welche die Kunden der Prostitution so leicht erfasst und so schwer wieder loslässt; wegfallen wird der schmachvolle Betrug, der darin liegt, einem an Leib und Seele gesunden Mädchen die schäbigen Reste einer in gekaufter Lust verzettelten Männlichkeit zu bieten; wegfallen wird das Herüberschmuggeln widerwärtiger Perversitäten aus der käuflichen Wollust in die Liebe, wo sie nicht hingehören. Für unreife Jungen, für kraftlose Wichte, für Narren und Säufer wird kein Weib mehr zu haben sein. Wie bei allen in wahrhaft gesunder Kraft in die Höhe strebenden Rassen wird der Besitz eines Weibes wieder ein kostbares Gut werden, um das der Mann unter Anspannung aller Kräfte wird ringen müssen, in beharrlichem Wettbewerb mit gleichstrebenden Freiern. Aber auch er seinerseits wird so viel Kampf und Mühe nicht an die nächstbeste verschwenden; auch er wird wählen, viel strenger wählen, als heute. So wird jeder einzelne Liebesbund eine Betätigung jener wohlthätigen Macht bedeuten, der wir die edelsten Blüten künstlerischer Schönheit in der Lebewelt verdanken, und ohne welche auch der Mensch niemals ein künstlerisch empfindendes, künstlerisch schaffendes Tier geworden wäre: der geschlechtlichen Auslese, das heisst der Auslese im Wettkampf, nicht ums Dasein, sondern um das Geliebtwerden.

Es liegt nahe, dass ein so geschlossener, auf intensiver Wahlverwandtschaft beruhender Bund schwerlich über Nacht wieder gelöst werden dürfte; vielmehr wird das Schliessen, wie das Lösen solcher Bündnisse eine sehr ernste Sache sein. Wie weit wird diese Tendenz zur Dauerhaftigkeit einmal geschlossener Bündnisse aber gehen? Etwa bis zur regelrechten Monogamie, bis zur freiwilligen lebenslänglichen Einehe, trotz des Fehlens jeden wirtschaftlichen Zwanges?

Oder wird es umgekehrt kommen? Wird das Verlangen nach immer neuer Auslese, die Sehnsucht nach dem Erkennen und Ergründen immer neuer Incarnationen des anderen Geschlechtes die durchschnittliche Dauer einer Liebschaft noch unter das von Fourier angegebene Zeitmass herabdrücken, bis auf sechs Monate oder noch weniger?

Ich weiss es nicht. Und keiner weiss es. Aber ich möchte vermuten, dass diese beiden Extreme und unzählige Mittelstufen neben einander bestehen werden; und all diese Formen werden social gleichberechtigt sein.

Eine bedeutsame Erwägung scheint mir allerdings dafür zu sprechen, dass die Dauer der meisten Liebschaften eine zeitlich begrenzte sein dürfte. Die lebenslängliche Einehe hat ihren eigentlichen Heimatboden in absolut conservativen Gesellschaften; dort, wo alle Bewohner einer Gegend von einer und derselben Tradition beherrscht werden, so dass ein Jüngling und ein Mädchen, die in dieser Tradition aufgewachsen sind, mit Bestimmtheit darauf zählen können, bis ans Lebensende geistig ihresgleichen zu bleiben. Das ist heute in den Centren unserer Cultur anders, ganz anders; und wir entfernen uns immer mehr von jenem primitiven Typus, je mehr unsere auf der Aufhebung aller räumlichen Distanzen beruhende Cultur fortschreitet. Wir stellen heute eine Culturmenschheit in statu nascendi vor, wie noch nie zuvor eine die Erde bevölkert hat, selbst in der spätrömischen Zeit nicht. Das Blut von hundert Rassen kreist in wechsellvoller Mischung in unseren Adern, die Traditionen von hundert Völkern durchkreuzen sich, einander wechselseitig befruchtend, in unserer Litteratur. Jedes Zeitungsblatt, jeder Telegraphendraht bringt uns neue, fremdartige Kunde, dergleichen ist seit Jahrtausenden niemals einem unserer Ahnen zu teil geworden. Und so wird, während sich die geschlossenen regionalen und nationalen Typen rapid verwischen, jeder einzelne immer mehr ein Einziger, der seine besonders nuancierte individuelle Metamorphose durchläuft. Damit wird aber auch die Wahrscheinlichkeit immer geringer, dass die persönlichen Entwicklungsbahnen eines Mannes und einer Frau einander lebenslänglich parallel laufen. Viel wahrscheinlicher ist, dass dieselben Kräfte, welche die Kreuzung der beiden Bahnen in einem Schnittpuncte bedingten, im nächsten Augenblick auch schon eine beginnende Divergenz hervorrufen, welche von da ab unaufhaltsam zunimmt. Und die Divergenz dürfte nach einigen Jahren wohl meistens weit genug gediehen sein, um eine Lösung des Verhältnisses und eine gegenseitige Freigabe zu neuer Auslese zu bewirken.

Ob aber langfristig oder kurzfristig, jedenfalls werden die Liebschaften der einzelnen keinen Einfluss haben auf ihre sociale Stellung. Letztere wird vielmehr lediglich bestimmt sein durch den Grad ihrer Tüchtigkeit als Arbeiter und Arbeiterinnen. Gerade deshalb, weil alles, was seiner inneren Natur nach öffentliche Angelegenheit ist, als öffentlicher Dienst organisiert und planmässig geregelt sein wird, gerade deswegen wird es das Gemeinwesen umsoweniger nötig haben, sich darum zu kümmern, auf welche Art die einzelnen in ihren dienstfreien Stunden ihr bischen Privatglück suchen und finden. So sehr die Fürsorge für die Mütter und die Erziehung der Jugend öffentliche Sache sein wird, so sehr wird in allem Ernst das Wort zur Geltung kommen, das kürzlich ein liebenswürdiger Dichter im Scherz hingeworfen hat: Die Liebe ist Privatsache.

Ob es bei alledem auch noch Eifersucht geben wird? Ich vermute ja. Vielleicht sogar ziemlich viel. Aber sie wird ihre aggressiven Formen verlieren und sich als friedlicher Wetteifer in der Entfaltung achtungs- und liebenswerter Eigenschaften äussern; und die jeweiligen Verschmähten werden sich still beiseite schleichen und in der eigenen Unvollkommenheit den Grund ihrer Niederlage suchen, um womöglich künftig besser zu bestehen.

Aber die polyandrischen und polygynischen Liebschaften, die berühmten dreieckigen und vieleckigen Verhältnisse, die nach der Vorstellung mancher Fernstehenden den Kern der freien Liebe ausmachen? Die berühmten Permutations-exempel: eine Frau und zwei Männer, zwei Mädchen und ein Mann?

Nun, ich bin der begründeten Ansicht, dass derlei Anomalien gerade in der collectivistischen Gesellschaft sehr selten vorkommen werden, viel seltener, als heute. Wo sie häufiger vorkommen, sind sie in der Regel nicht eine Frucht der Freiheit, sondern entweder ein Product sexueller Unfreiheit, wie jene feig-verlogenen Ehebruchs-Dreiecke, die nur der Abhängigkeit der Frau von dem ihr längst gleichgiltig oder verhasst gewordenen Ehemann ihr Dasein verdanken, oder ein Symptom des socialen Parasitismus, wie die Harems der reichen Türken — die Masse der ärmeren Türken begnügt sich bekanntlich mit je einer Frau, trotz der kirchlichen Erlaubnis zum Gegenteil. — Und auch die sehr interessanten Berichte über die Vielweiberei der Mormonen scheinen mir eher für, als gegen meine Ansicht zu sprechen. Denn soviel man erfährt, macht nur ein kleiner Bruchteil der Mormonen (angeblich 6%) von der kirchlichen Erlaubnis zur polygamischen, präziser gesagt, polygynischen Ehe Gebrauch; und bei aller Sympathie für die wenigstens partiell socialistischen Einrichtungen von Utah wäre zu untersuchen, ob sich unter diesen 6% nicht doch hauptsächlich Männer in bevorzugter socialer Stellung, höhere Priester und Staatsbeamte befinden. Zudem bildet in Utah die Polygamie ein teilweises Correctiv für die kirchlich vorgeschriebene Unlösbarkeit der Ehe; und gesetzt den Fall, die Mormonenkirche würde eines Tages auch die Trennung der einmal geschlossenen Ehen erlauben, so ist noch sehr die Frage, ob sich die ehelichen Drei- und Vielecke von Utah nicht sehr rasch in einfache Zweiecke zurückverwandeln würden. Aber das mag man nun annehmen oder nicht: falls es in der collectivistischen Gesellschaft Männer und Frauen geben sollte, welche anderer Ansicht sind und aus freier Neigung, trotz voller wirtschaftlicher Unabhängigkeit, polyandrische und polygynische Liebschaften eingehen, dann werden auch diese Liebschaften eben Privatsache sein — eine berechnete Anpassung an ausnahmsweise individuelle Variationen des Trieblebens, die keineswegs antisocial zu wirken braucht, und gegen die mit Polizeieichen einzuschreiten kein Grund und kein Recht vorliegt.

V.

Aber kehren wir zur Gegenwart zurück.

Wir haben den Collectivismus noch nicht. Wir haben sogar noch recht wenig gut bezahlte Frauenarbeit. Von der collectiven Fürsorge für Kinder und Mütter haben wir erst dürftige Fragmente. Und wir haben die Prostitution noch. Was thun?

Die Linie des geringsten Widerstandes aufsuchen, der entlang ein stetiger Fortschritt möglich ist; denn es kommt nicht darauf an, uns abzuheizen, sondern vorwärts zu kommen. Und nie vergessen, dass es sich nicht darum handelt, einzelnen auf Kosten des Volkes zu einer mehr oder minder parasitischen „Freiheit“ zu verhelfen, sondern das ganze Volk zu heben und zu befreien — alles andere ist Episode.

Von diesem Gesichtspunkt aus sind auch die Fälle individueller Revolte gegen die sexuelle Unfreiheit zu beurteilen, Fälle, wie sie in der Litteratur sehr häufig, im Leben zuweilen vorkommen. Wenn z. B. in Mackays interessanter Tendenznovelle: Menschen der Ehe der reiche Franz Grach und die immerhin bemittelte Dora Syk nach Abschluss eines mündlichen Vertrages, der jede Unfreiheit ausschliesst, mit einander in einem Coupé erster Classe nach Paris

fahren, so ist das für diese beiden höchst erfreulich und auch ein ganz hübsches Vorbild für Liebespaare in ähnlich begünstigter Situation, aber der grossen Masse der zugleich ökonomisch und sexuell Darbenden dieses Beispiel zur Nachahmung vorzuhalten, wäre entweder Unverstand oder Hohn. Man könnte zwar einwenden, wem die wirtschaftliche Unabhängigkeit mangelt, der solle sie sich eben durch eigene Kraft erringen: aber auch das gelingt in der Litteratur sehr oft, in der Wirklichkeit sehr selten. Wir dürfen uns freuen, dass unsere Dichter so prächtige Typen weiblicher Freiheitskämpfer geschaffen haben, wie Hartlebens Rita Revera oder Wolzogens Lily von Robicek. Aber von tausend Chanteusen wird kaum eine, die viel Talent, viel Energie und sehr viel Glück hat, in ungebrochener Lebensfrische die stolze Höhe einer Rita Revera erklimmen, und von tausend Frauen, die sich zu Erwerbszwecken auf die Damenkleider- und Putzbranche werfen, wird kaum eine so reussieren, wie die reizende kleine Frau von Robicek, der ihr Dichter ein exquisites kunstgewerbliches Talent, eine anmutreiche Erscheinung, ein nettes Betriebscapitälchen und eine ganze Reihe fürsorglicher und kunstverständiger Freunde mit auf den Weg gegeben hat. So herzlich wir also derartige Frauengestalten in Dichtung und Leben willkommen heissen — im Leben womöglich noch viel herzlicher, als in der Dichtung — so sehr ist es unsere Pflicht, uns über ihren exceptionellen Charakter klar zu sein. Für die breite Masse müssen andere Wege gebahnt werden.

Ueber diese Wege habe ich schon im zweiten Abschnitt dieser Studie einiges gesagt. Es gilt zunächst, für die rechtliche Gleichstellung der unehelichen Kinder mit den ehelichen zu kämpfen. Es gilt ferner, alle jene Wohlfahrts-einrichtungen zu erweitern, zu reformieren und auszubauen, welche geeignet sind, die uneheliche Mutterschaft aus einer grauenvollen Katastrophe in ein relativ erträgliches Erlebnis zu verwandeln. Es gilt vor allem, auf dem Gebiet der Frauenarbeit reformierend einzugreifen; nicht blos irgendwelche Arbeit gilt es für die Frauen zu beschaffen, sondern gutbezahlte und dabei ihren Kräften angemessene Arbeit unter anständigen Bedingungen. Manches kann hier auf gewerkschaftlichem Weg erreicht werden, sehr vieles wird auf legislativem Weg angestrebt werden müssen. Natürlich wird auch viel darauf ankommen, die heranwachsenden Mädchen durch eine verbesserte Schulbildung, namentlich durch einen ausgiebigen gewerblichen Unterricht, besser für ihre künftige Erwerbsthätigkeit auszurüsten; und damit dieser Unterricht auch den Töchtern der Aermsten und Allerärmsten wirklich allgemein zugänglich sei, werden wir allorten nicht bloss für die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, sondern auch für die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel und für unentgeltliche Beköstigung der Schulkinder eintreten müssen. Und wenn diese Etappen erreicht sind, dann werden wir weiter kämpfen müssen, und immer weiter, bis wir den ganzen Collectivismus haben, für die Männer wie für die Frauen. Dann wird die Ehe eine rein facultative Einrichtung werden und nach und nach von selbst verschwinden.

Solange wir aber die Ehe noch haben, müssen wir trachten, sie erträglich zu machen, indem wir auf möglichste Erleichterung der Scheidung hinwirken. Es wäre schon viel erreicht, wenn die Ehe in Deutschland und Oesterreich, in Frankreich und England so leicht lösbar wäre, wie sie es in der Schweiz ist, von manchen Staaten Nordamericas gar nicht zu reden, über deren vorgeschrittene Institutionen sich die europäische Tagespresse sehr mit Unrecht lustig macht. Je leichter lösbar die Ehe, desto häufiger wird das Ehepaar zugleich ein Liebes-

paar sein, desto mehr nähert sich die Ehe ihrem inneren Wesen nach dem freien Liebesbund, zumal, wenn gleichzeitig auch die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau vom Manne sich lockert. Und je mehr die öffentliche Meinung daran gewöhnt wird, in einer Ehescheidung nicht eine Monstrosität, sondern etwas Normales zu sehen, desto rascher bereitet sich in der Denk- und Gefühlsweise der breiten Volksmassen ein Umschwung zu gunsten der freien Liebe vor.

Inzwischen aber giebt es alljährlich einzelne, die nicht warten wollen, nicht warten können; und die Conflictte dieser einzelnen mit dem herrschenden Vorurteil bieten uns vortreffliche Anhaltspunkte zur Propagierung des Gedankens der freien Liebe. Wir haben es gar nicht nötig, solche Fälle künstlich zu züchten. Um ein Beispiel zu geben: Aufs Land hinausgehen und strenggläubigen Bauernburschen predigen, sie sollten ihre Mädchen nicht heiraten, sondern „frei lieben“, wäre Unsinn. Die Burschen würden „frei lieben“ einfach mit „sitzen assen“ übersetzen. Aber auch ohne unser Zuthun wird es alljährlich auf dem Dorf ein paar „gefallene“ Mädchen geben; und wenn dann die gesamte Dorfbevölkerung, vom Pfarrer bis zum jüngsten Hirtenbuben, sich an Roheiten gegen solch ein armes Geschöpf überbietet, dann ist für uns Socialisten der Augenblick gekommen, durch die That zu zeigen, dass die Vielverhohnte in unserer Achtung keineswegs gesunken ist, und ihr all jenen Beistand anzubieten, dessen sie als Weib, als junge Mutter und als Stellensuchende bedarf. In den Städten aber treffen wir jederzeit eine ganze Anzahl von Paaren, die wie Mann und Frau zusammenleben, sich aber aus diesem oder jenem Grunde nicht trauen lassen. Oder wir treffen auf einzelne Frauen, die trotz recht ungünstiger ökonomischer Verhältnisse den Kampf um die Freiheit der Liebe auf eigene Faust durchkämpfen und von lebenslänglicher Zwangsehe ebenso wenig etwas wissen wollen, wie von der Prostitution. Selbstverständlich wird ein Socialist einer solchen Frau gegenüber sich so verhalten, wie es das Spiessbürgertum aller Stände nur reinen Jungfrauen und legitimen Ehefrauen gegenüber für angemessen hält. Denn es geziemt sich nicht, dass wir diejenigen im Stich lassen, welche ein hartes Schicksal oder eigener Wagemut ins Vordertreffen des Kampfes stellt, wo die Geschosse am dichtesten hageln.

Aber auch diese, manchmal ausserordentlich theilnahmswerten Einzelfälle sind nur Episoden. In der Hauptsache bleibt der Kampf um die Freiheit der Liebe ein socialer Massenkampf gegen ein sociales Massenunrecht, dessen Ursachen vor allem wirtschaftlicher Natur sind. Und als abgeschlossen wird der Kampf erst gelten dürfen, wenn mit Hilfe einer Reihe tiefgreifender wirtschaftlicher Umgestaltungen das erreicht ist, wozu unsere sämtlichen Endziele nur Mittel sind: Freiheit und Wohlstand für alle.

Die Entschädigungsfrage bei der Expropriation.

Von

Emile Vandervelde.

(Brüssel.)

Die verschiedenen Systeme, welche die Umwandlung des gegenwärtigen Régimes in eines der Socialisierung der Productions- und Verkehrsmittel zum Zweck haben, kann man in drei Kategorien teilen, je nachdem sie die Expropriation ohne Entschädigung, mit vollständiger Entschädigung oder mit Entschädigung auf Lebenszeit vorsehen.

I. Die Expropriation ohne Entschädigung.

Diejenigen, welche die reine und einfache Confiscation des capitalistischen Eigentums anpreisen, können sich auf historische Präcedenzfälle berufen, von denen zweifellos der hervorragendste die entschädigungslose Unterdrückung der feudalen Rechte im Jahre 1789 ist.

In seinem Buche über den Socialismus und die französische Revolution hat André Lichtenberger deutlich gezeigt, dass die Argumente, die beigebracht werden, um die von den Bourgeois vorgenommene Expropriation zu rechtfertigen, sich wegen der absoluten Gleichheit der Motive auch auf die Expropriation der Bourgeois anwenden lassen, dass folglich jeder, der sich für die Aufhebung der Privilegien von 1789 begeistert, auf schwankendem Grunde steht, wenn er über die Heiligkeit der Privilegien von 1900 declamiert.

„Von dem Augenblick an“, sagt er, „wo das Gesetz aufhört, das Eigentum zu schützen, kann man sich betreffs des Capitals recht wohl eine ganz ähnliche Politik vorstellen, wie die, welche man den feudalen Rechten gegenüber befolgte. Man unterschied bei ihnen diejenigen, welche von der Toten Hand herrührten und unterdrückt werden sollten, von denjenigen, welche sich vom Eigentum ableiteten und durch Kauf ablösbar sein sollten. Man würde beim Capital ganz ebenso dasjenige, welches von der Accumulation der Arbeitsproducte stammt, von demjenigen unterscheiden, welches lediglich von der Arbeit des Geldes herrührt, wobei man dieses letztere für ungesetzlich und abgeschafft erklärt und nur das erstere bewahrt oder durch Verbrauchsgüter ersetzt. Und wenn mit der Begründung, dass der Adel dem neuen Régime feindlich gesinnt sei und das öffentliche Wohl es notwendig erfordere, die feudalen Privilegien jeder Art ihr Ende in einer entschädigungslosen Abschaffung fanden, warum sollte nicht aus ganz analogen Gründen jede Art von Capital dasselbe Schicksal teilen, ohne dass Verbrauchsgüter dafür gezahlt werden?“

In der That vermag niemand zu sagen, ob nicht der Widerstand der besitzenden Classe eines Tages Konsequenzen zeitigen wird, wie die am Ende des vorigen Jahrhunderts; ob nicht die lange bedachten Projecte einer friedlichen und schrittweisen Expropriation dasselbe Schicksal haben werden, wie die analogen Projecte, die zu Beginn der französischen Revolution von den Turgot und Condorcet ausgearbeitet wurden.

Allein, damit die Confiscation des capitalistischen Eigentums, die entschädigungslose Expropriation, vorstellbar sei — wobei also von der Frage, ob sie gesetzmässig ist, abgesehen wird — ist es unbedingt notwendig, eine gleichzeitige Unterdrückung aller Ansprüche auf Rente, Grund und Boden und Capital anzunehmen.

Wie Krapotkin mit Recht hervorhebt, giebt es in unseren Gesellschaften Verhältnisse, die man ganz unmöglich abändern kann, wenn man nur zum Teil an sie rührt.

„Nehmen wir einmal an“, sagt er, „dass in irgend einer Gegend eine teilweise Expropriation vorgenommen wird: dass man sich z. B. — wie unlängst Henry George gefordert hat — darauf beschränkt, die Grossgrundbesitzer zu expropriieren, ohne zu gleicher Zeit Hand an die Fabriken zu legen, dass man in einer Stadt die Häuser enteignet, ohne die Lebensmittel als Gemeingut zu erklären; oder dass man in einem industriellen Landstrich die Fabriken expropriiert und die grossen Güter im Privatbesitz lässt: das Resultat wäre stets das gleiche. Eine gewaltige Umwälzung im ökonomischen Leben, ohne die Möglichkeit, es auf neuer Grundlage zu organisieren; Stillstand in der Industrie, im Handel, ohne Rückkehr zu gerechten Principien; eine absolute Unmöglichkeit für die Gesellschaft, ein harmonisches Ganze zu schaffen.“¹⁾

¹⁾ Peter Krapotkin: Der Wohlstand für alle. Zürich, 1896; pag. 61—62.

Diese Ueberlegung leuchtet ein: Die Expropriation ohne Entschädigung wird eine vollständige sein, oder sie wird überhaupt nicht sein.

Aber andererseits müsste, damit diese Expropriation nicht auf unüberwindlichen Widerstand stösst, die capitalistische Concentration an ihrer Grenze angekommen sein, persönliches Eigentum dürfte nur noch in der Erinnerung existieren, die ungeheure Majorität der Bürger müsste aus Proletariern bestehen, die „nichts zu verlieren haben, als ihre Ketten“.

Und selbst bei dieser Hypothese, deren Verwirklichung zum mindesten recht fern scheint, würde die entschädigungslose Expropriation mit den Widerständen, den Unruhen, den blutigen Aufständen, die sie hervorrufen würde, schliesslich die teuerste sein.

„Eine Entschädigung sehen wir keineswegs unter allen Umständen als unzulässig an“, schrieb Engels im Jahre 1894; „Marx hat mir — wie oft! — als seine Ansicht ausgesprochen, wir kämen am wohlfeilsten weg, wenn wir die ganze Bande auskaufen könnten.“²⁾

Prüfen wir also, ob dieser Auskauf möglich wäre, wenn man den Capitalisten das zubilligt, was die belgische Verfassung eine „gerechte und vorgängige Entschädigung“ nennt.

II. Die Expropriation mit Entschädigung.

Das ist das Verfahren, welches die gegenwärtigen Regierungen üben, wenn sie beispielsweise eine Eisenbahnconcession zurückkaufen.

Der Staat nimmt die für den Rückkauf notwendigen Summen durch Anleihen auf, und die expropriierten Capitalisten erhalten mindestens den vollen Gegenwert dessen, was sie abgeben. Meistenteils übertrifft die Entschädigung, die man ihnen zahlt, bei weitem den Wert der Güter, die in den allgemeinen Besitz übergehen; aber auch unter der Voraussetzung, dass das nicht der Fall ist, dass vielmehr der Rückkauf sich unter normalen Bedingungen vollzieht, ist doch klar, dass eine solche Expropriation in keiner Weise das Problem, die arbeitslosen Einkommen zu beseitigen, löst.

Freilich schafft man die Dividenden der Actionäre ab, aber man giebt ihnen dafür Staatsrenten. Man erweitert den Collectivbesitz, aber im selben Verhältnis lässt man die öffentliche Schuld wachsen. Deshalb sagt Finet in einer interessanten Broschüre über das belgische Finanzsystem:

„Diejenigen, welche Anleihen aufnehmen, um einen nationalen Besitz zu schaffen, handeln gegen das Interesse der Gesamtheit und zum Vorteil der Capitalisten, solange diese ihre ausstehenden Forderungen bezahlt erhalten. Sie kaufen ihnen Güter zu Preisen ab, die höher sind, als diejenigen, die sie selbst gekostet haben, und sie lassen den Staat Anlagen machen, die ihm im allgemeinen nicht so viel einbringen, dass er damit die Lasten der Anleihe decken könnte.“

Diese Kritik ist zweifellos sehr übertrieben. Trotz des exorbitanten Preises gewisser Rückkäufe ist die Vereinigung der belgischen Eisenbahnen — ganz abgesehen von den Vorteilen, die sie für das Publicum und das Personal mit sich bringt — rein vom finanziellen Standpunkte aus keine unvorteilhafte Operation gewesen.

Aber nichtsdestoweniger bleibt es wahr, dass die Zurücknahme der Productionsmittel, sobald sie als Kehrseite das Anwachsen der öffentlichen Schuld hat, keineswegs die Existenz einer Classe von Rentiers beseitigt, welche ohne Arbeit, durch die Ausbeutung der Arbeit anderer, leben können. Die Unterdrückung dieser Classe von Parasiten kann man sich unter diesen Bedingungen nur durch den Bankerott oder durch Amortisation vorstellen. Wir haben also die Alternative: entweder weigert sich der Staat oder findet es unmöglich,

²⁾ Friedrich Engels: Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland. Die Neue Zeit, 1894—95, Bd. I, pag. 305.

seinen Verpflichtungen nachzukommen, — was uns, auf Umwegen, zur Hypothese der Expropriation ohne Entschädigung führt; oder aber, er geht zu einer schrittweisen Amortisation der öffentlichen Schuld über.

Aber zum Amortisieren gehören Mittel, und diese müssen notwendigerweise durch Arbeit oder durch erworbenes Vermögen aufgebracht werden.

Das führt uns dazu, zu untersuchen, durch welche Mittel die Gesamtheit bei der Expropriation die lebenden Capitalisten schadlos halten könnte, ohne Entschädigung für die gestorbenen Capitalisten.

III. Die Expropriation mittels Entschädigung auf Lebenszeit.

Unter den Expropriationsmethoden, die unter diese Formel fallen, giebt es einige, die ebenso wie bei der entschädigungslosen Expropriation den plötzlichen und vollständigen Uebergang des capitalistischen Régimes in das collectivistische voraussetzen, und andere wiederum, welche sich mit einer schrittweisen, ja sogar begrenzten Umwandlung vollständig zufrieden geben.

In seiner Quintessenz des Socialismus charakterisiert Schöffle die Systeme der ersten Gruppe folgendermassen:

„Der Bourgeois mag ein Recht haben auf das, was er unter dem bisherigen Productionszustand erworben hat, und wir können ihm sein Privatcapital ablösen, wie er das Feudalrecht abgelöst hat. Aber er hat gar kein Recht, in alle Zukunft hinein die Hintanhaltung der besseren Productionsweise zu verlangen. Letztere kann im Namen des Volkes als neuer Rechtszustand jeden Augenblick proclamirt werden. Alsdann kann der Capitalist allein seine Grossbetriebe nicht besorgen. Er muss und wird sogar froh sein, wenn man ihm und seinen Kindern das Privatcapital durch Genussmittelraten ablöst, welche eine Zeit lang dauern, bis alle in denselben neuen Zustand hineingelegt sein werden.“³⁾

Wenn man zu einem solchen Expropriationsverfahren übergeht, so würde eine Familie, die beispielsweise Produktionsmittel im Werte von hundert Millionen Mark besitzt, sich als genügend entschädigt erachten müssen, wenn man ihr im Laufe von dreissig, vierzig oder fünfzig Jahren in jährlichen Raten den escomptierten Wert von hundert Millionen Mark in Verbrauchs- und Luxusgegenständen übergäbe.

Aber, wie gesagt, dies setzt die gleichzeitige Unterdrückung aller Formen von Privatcapital voraus. In der That wäre es ganz unzulässig, dass einige Besitzende nur eine zeitweilige Rente erhalten, während andere nach wie vor eine immerwährende Rente beziehen.

Infolgedessen wird die Formel der Entschädigung auf Lebenszeit unanwendbar, sobald es sich um einen schrittweisen Uebergang — auf der Linie des geringsten Widerstandes — von der capitalistischen zur collectivistischen Wirtschaftsweise handelt. Dieser Process der Socialisierung kann sich in normaler Weise nur vollziehen, wenn dieselben Massregeln auf jedermann angewendet werden, ohne dass man für die verschiedenen Kategorien der Capitalisten verschiedene Kategorien schafft.

„Die neue sociale Organisation, deren Wesen es ist, auf der Gerechtigkeit zu ruhen, muss ins Leben treten, ohne eine einzige Ungerechtigkeit zu verursachen,“ sagt Colins.

Hierzu kann man gelangen, indem man das System annimmt, das nach dem Ausdrucke Bazards „darin besteht, auf den zu einer Association der Arbeiter gewordenen Staat das Erbrecht zu übertragen, das heute auf die Familie beschränkt ist.“

Von den zahllosen Systemen, die zum Zweck haben, das gesetzliche oder testamentarische Erbrecht zu beschränken, wird es genügen, als Beispiel die Massregeln zu citieren, die Colins in seiner *Théorie générale de l'organisation de la propriété* vorschlägt:

³⁾ A. Schöffle: Die Quintessenz des Socialismus. Gotha, 1879; pag. 18.

„1. Gesetzliche Aufhebung jeder Erblichkeit in Seitenlinien, und Uebergang jedes Nachlasses ohne Testament, falls kein directer Erbe vorhanden ist, in das Collectiv-eigentum.

2. Gesetzliche Festsetzung einer Steuer von 25⁰/₁₀ auf jeden Nachlass mit Testament.“

Selbstverständlich wird die Höhe dieser Steuer, die Möglichkeit ihrer unmittelbaren Erhebung, mit einem Wort, die radicale Reform des Erbrechts in hohem Masse von den Fortschritten abhängen, die gleichzeitig in der Gesetzgebung der benachbarten Länder gemacht werden, sowie von einer Menge anderer Umstände, die aufzuzählen hier zu weit führen würde.

Aber wie dem auch sei, man wird nicht bestreiten können, dass die mehr oder minder starke Beschränkung des Erbrechts als eines der wirksamsten Mittel erscheint, um dem Staate — oder genauer: der Gesamtheit — die Mittel zu verschaffen, die zur schrittweisen Socialisierung der Productionsmittel notwendig sind.

Es bleibt noch übrig, zu betrachten, wie diese Mittel am nützlichsten für diesen Zweck verwendet werden könnten.

Wir haben drei Hauptsysteme, auf welche man alle übrigen zurückführen kann:

1. Gründung von Productivgenossenschaften mit Staatscredit.
2. Eindringen des Staates in die bestehenden oder im Entstehen begriffene Unternehmungen.
3. Vollständige Socialisierung bestimmter Industrien mit Bezahlung einer Ablösungs-Entschädigung.

a) Die Productivgenossenschaften.

Es ist dies das System, das Menger mit dem Namen Staats-socialismus bezeichnet, und das mit den Namen Louis Blanc und Ferdinand Lassalle verknüpft ist.

Als Lassalle vom Staat 100 Millionen Thaler verlangte, um Arbeiter-Productiv-associationen in ganz Deutschland zu begründen, nahm er eigentlich nur die Reformprojecte wieder auf, die Louis Blanc während der Revolution von 1848 ausgearbeitet hatte.

In seinem Buche über die Organisation der Arbeit und im IV. Bande seiner Questions d'aujourd'hui et de demain schlägt Louis Blanc unter Aufnahme einer Idee der Fourieristen vor, ein Ministerium des Fortschritts zu begründen, dessen wichtigste Aufgabe sein solle, durch schrittweise Reformen das Proletariat zum Verschwinden zu bringen. Dieses Ministerium des Fortschritts sollte unter seine Controle die Eisenbahnen und die Minen bringen, ebenso die Emissionsbank, die Versicherungsgesellschaften, es sollte Läden für den Kleinhandel und Niederlagen für den Grosshandel einrichten und das Recht haben, für diese gemäss den aufgestapelten Waren eine Art Geldware zu liefern. Der Profit, welchen der Staat aus diesen Einrichtungen ziehen würde, sollte in erster Linie dazu dienen, das Capital und die Zinsen der Summen zu bezahlen, die durch diese Operationen notwendig wurden; der Ueberschuss sollte dem sogenannten Arbeiter-Budget zufließen.⁴⁾

Dieses Budget sollte dazu dienen, ländliche und industrielle Arbeiterassociationen zu begründen, indem es ihnen den Staatscredit zum Ankauf der Productionsmittel garantiert.

„Da diese Gründung“, sagt Louis Blanc, „die Niederlegung eines beträchtlichen Fonds erfordert, so würde die Zahl der Werkstätten zunächst eine fest umschriebene sein; aber kraft ihrer Organisation würden sie mit einem ungeheuren Ersparnisvermögen begabt sein. Da die Regierung als der einzige Gründer dieser socialen Werkstätten anzusehen wäre, so würde sie auch die Statuten abfassen. Der Wortlaut derselben würde von der Volksvertretung beraten und beschlossen werden und Gesetzeskraft haben.“⁵⁾

⁴⁾ Vergl. Menger: Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag. Stuttgart, 1886.

⁵⁾ Louis Blanc: Organisation du travail. Brüssel, 1852; pag. 117 ff.

An diesem Plan der Organisation der Arbeit kann man sehr viel aussetzen; im Grunde setzt er das corporative Monopol an Stelle des capitalistischen Privilegs und kann die Concurrenz in den verschiedenen Productionszweigen nur unterdrücken, indem er sie in den gegenseitigen Beziehungen der Industriezweige nur umso schärfer hervorhebt.

Aber abgesehen von diesen principiellen Betrachtungen würde es eine seltsame Illusion sein, zu glauben, dass bei der gegenwärtigen Entwicklung des Capitalismus Productivgenossenschaften, selbst mit Staatshilfe, im Stande wären, eine siegreiche Concurrenz zu entfalten und die grossen Unternehmungen niederzuzwingen, welche den Markt besitzen und beherrschen.

Nur in solchen Productionszweigen, deren capitalistische Entwicklung noch schwach — z. B. in den meisten ländlichen Betrieben — könnte nach meiner Meinung das System der Productivgenossenschaften dazu dienen, in einen Zustand der vollständigen Socialisierung überzuleiten.

b) Das „System des Eindringens“ und die vollständige Socialisierung.

Anstatt neue Unternehmungen zu gründen, deren Concurrenz die capitalistischen Unternehmungen zum Verschwinden bringen soll, hat der moderne Socialismus vielmehr zum Ziel, die bestehenden Unternehmungen zu socialisieren, indem er sie expropriert oder die Teilhaberschaft des Staates einführt.

Zu diesem letzteren System zählt der Plan der sogenannten freien Socialisierung, den Solvay am 27. December 1899 dem belgischen Senat unterbreitet hat.

In der Absicht, dem Staate Mittel zu liefern, ohne sie von der Arbeit zu nehmen, und gleichzeitig nach Möglichkeit zu socialisieren, ohne der individuellen Freiheit und Initiative Eintrag zu thun, preist Solvay eine Reihe von Massregeln an, die er in folgender Weise zusammenfasst:

„Da es feststeht, dass die Prosperität solcher Länder, wie Belgien, Deutschland, England, . . . beständig wächst, so muss derjenige, der genügend finanzkräftig ist, um sich gleichzeitig an allen neuen Unternehmungen beteiligen zu können, sicher sein, selbst im Schlaf Geld zu gewinnen, und zwar nach dem Gesetz der grossen Zahlen, das von den Versicherungsgesellschaften aller Art mit Erfolg angewendet wird.

Der Staat würde nach meinem Vorschlage auf Grund eines Gesetzes dieser allgemeine Teilhaber an allen im Lande gegründeten Geschäften werden. Es wäre gerade so, als ob er zum Publicum sagte: Bringt mir Geld, soviel ihr wollt, zu einem Preise, der höher oder geringer ist, als der der Staatsanleihen; ich nehme es an, um es in allen Unternehmungen, die gegründet werden oder sich vergrössern, als beinahe passiver, nicht mitredender Actionär anzulegen. Diese Anlage würde sich, wohl verstanden, nach fest bestimmten Regeln vollziehen.“

Im Grunde würde also der Staat zu dem gewöhnlichen Preise seiner Anleihen alles Geld aufnehmen, das man ihm anvertrauen wollte, und dieses Geld nach bestimmten Regeln in allen Geschäften anlegen, die überhaupt einen ernsthaften Charakter tragen.

Was mir an dem Plan, den Solvay vorgelegt, neu und wahrhaft originell erscheint, ist nicht der Gedanke, „die Geschäfte zu socialisieren“, indem man die Teilhaberschaft des Staates an Unternehmungen, die von Privaten geleitet werden, einführt.

In der That kann man eine Menge von Beispielen solcher Teilhaberschaft anführen, vom preussischen Staate angefangen, der früher Actionär der Preussischen Bank war, bis zum belgischen Staat, der gerade so, wie eine grosse Anzahl von Privatleuten, Actionär der Gesellschaft der Vicinal-Eisenbahnen ist.

Nach meiner Meinung liegt das wirklich Originelle des Systems in seiner Verallgemeinerung, darin, dass die unbestreitbare Thatsache ins rechte Licht gerückt wird, dass

zwar die einzelnen Capitalisten ein Risiko des Verlustes haben, dass aber die gesamte capitalistische Production notwendig Profite erzeugt, und zwar beständig wachsende Profite.

Wenn also eine physische oder juristische Person existierte, die finanzkräftig genug wäre, um an allen Geschäften, die gegründet werden, teilzunehmen, so hätte sie nach dem Gesetz der grossen Zahlen die mathematische Gewissheit, Geld zu verdienen.

Nun kann der Staat diese Rolle spielen, indem er sich zum Banquier von jedermann macht, zum Vermittler zwischen allen denen, die Geld anzulegen haben, und allen denen, die eine ernsthafte Unternehmung gründen wollen. Er würde dann fast die ganze Differenz zwischen den Zinsen, die an die Geldanleiher gehen, und der mittleren Dividende gewinnen, die er aus der Gesamtheit der Geschäfte, an denen er beteiligt ist, erzielt.

Diese Differenz würde aber gleich null oder doch fast null sein, wenn der Staat in alte Geschäfte, in Gesellschaften eindringen wollte, die vor längerer Zeit begründet und sozusagen auf einen stationären Stand angekommen sind; denn er müsste deren Actien nicht zum Nominalwert, sondern zum Curswert bezahlen, und dieser Wert würde keine besonderen Chancen haben, in Zukunft zu steigen. Folglich könnte die Teilhaberschaft des Staates an den Geschäften einer schon alten Privatgesellschaft nur den Zweck haben, ihre vollständige Expropriation vorzubereiten oder zu erleichtern — eine Expropriation, die man aus anderen Gründen für vorteilhaft halten würde.

Wenn es sich dagegen um neue Unternehmungen handelt, so erscheint das von Solvay vorgeschlagene System des Eindringens als ein sehr verführerisches Mittel, um den Staat an allen Geschäften zu interessieren und den Uebergang zwischen dem capitalistischen Régime und dem der vollständigen Socialisierung herzustellen.

Ich kann aber Solvay nicht recht geben, wenn er in einem andern Teil seiner Rede behauptet, dass der Staat, der sich an allen Geschäften beteiligt, die neu gegründet werden oder sich vergrössern, nur ein beinahe passiver Actionär sein könnte und musste, der keine andere Function hätte, als teilzunehmen am Profit. Die Gesamtheit würde vielmehr auf Grund dieser Teilhaberschaft eine moralische Verantwortlichkeit gegenüber dem Personal dieser Unternehmungen haben; als Actionär und Teilhaber am Gewinn würde sie die Macht und die Pflicht haben, darüber zu wachen, dass die Dauer der Arbeit, die Höhe der Gehälter und Löhne, die Organisation der Arbeiterversicherungen etc., den gebieterischen Forderungen des modernen socialen Bewusstseins entsprechen. Und in dem Masse, wie sich die Teilhaberschaft des Staates vergrössern würde, würden gleichzeitig sein Einfluss und seine Verpflichtungen wachsen.

So würde also schliesslich Solvays System der „freien“ Socialisierung in seinen Konsequenzen hinauslaufen auf die vollständige Socialisierung der grossen Industrieen, wie sie sich in den socialistischen Programmen findet.

Uebrigens schliessen die verschiedenen Methoden der Socialisierung, die wir der Reihe nach betrachtet haben, einander keineswegs aus.

Es ist vielmehr ausserordentlich wahrscheinlich, dass die socialistische Production, die uns als das notwendige Abschluss der industriellen Entwicklung erscheint, nicht gleichartig, unter ausschliesslicher Anwendung eines einzigen Systems verwirklicht werden wird, sondern durch eine Combination aller Massregeln, die den einen Zweck verfolgen: Unterdrückung der arbeitslosen Einkommen oder, nach der Formel der Saint-Simonisten, „aller Tribute, welche die Arbeit an den Müssiggang unter den verschiedenen Namen: Grundrente, Zinsen oder Unternehmervergewinn zahlt“.

Socialliberalismus oder Collectivismus?

Von

Franz Oppenheimer.

(Berlin.)

Mein verehrter Freund Ladislaus Gumpłowicz erweist mir die Ehre, sich in dieser Zeitschrift mit meiner Theorie zu beschäftigen.¹⁾ Ich komme dabei nicht gerade gut fort. Meine Theorie soll einige „ganz bösertige Unklarheiten“ enthalten, ich soll mich zu den „tollsten Uebertreibungen“ hinreissen lassen, die mein ganzes System verstümmeln und zu „halbem Unsinn“ verzerren. Das sind so schwerwiegende Vorwürfe, dass ich sie nicht unbeantwortet lassen möchte.

Gegen einen Teil seiner Einwände hat mich mittlerweile Eduard Bernstein in seinem Aufsatz im vorigen Hefte verteidigt, hat festgestellt, dass Gumpłowicz „an mir vorbeidefiniert“ und mich teilweise missverstanden hat. Ich kann also, da es sich ja in der ganzen Streitfrage nicht um eine Grenzbestimmung zwischen Gumpłowicz und mir, sondern nur um eine solche zwischen Bernstein und mir handelt, an dieser Stelle den grössten Teil der Gumpłowiczschen Ausführungen beiseite lassen. Nur auf zwei Punkte muss ich eingehen, indem ich mir vorbehalte, dieselben später ausführlich zu behandeln.

Der Kernpunkt aller seiner Missverständnisse ist der, dass mich Gumpłowicz für einen „Utopisten“ im wissenschaftlichen Sinne des Wortes hält, das heisst für einen Erfinder, der eine neue Gesellschaftsform aufbauen will, während ich nichts bin, als ein Forscher, der die Theorie der Gesellschaft festzustellen bemüht ist. Ich will ihre Gesetze (Causalgesetze) finden, nicht etwa ihr Gesetze (Normativgesetze) geben.

Und darum ist es so falsch, wie möglich, zu sagen: „Oppenheimer will die Ueberführung der industriellen Productivmittel ins Gemeineigentum dagegen nicht, sondern er will einen faulen Compromiss zwischen agrarischem Socialismus und industriellem Capitalismus“; es ist so falsch, wie möglich, das zu sagen, denn Oppenheimer will überhaupt nichts, nämlich herbeiführen, — dies Wort ist ja wohl bei Gumpłowicz zu ergänzen? Oppenheimer „will“ lediglich etwas ergründen. Er ist ausschliesslich Theoretiker, und weder Taktiker, noch Praktiker. Ganz nebenbei, und ganz unabhängig von seinen theoretischen Gedanken und Erwartungen, „will“ er allerdings auch noch eine einzige lumpige „Wirtschafts- und Erwerbsgenossenschaft“ gründen. Darüber werde ich unten gegen Bernstein noch einiges zu bemerken haben.

Gumpłowicz hat einfach eine Denkmethode mit einer Absicht verwechselt.

Mein Standpunkt ist nämlich der, dass nur die Anwesenheit eines massenhaften Grossgrundbesitzes in unserem Wirtschaftskreise die Verzerrung der Verteilung und damit des wirtschaftlichen Wettbewerbes, den Pauperismus, die Krisen u. s. w. erklären kann. Daraus stellte sich die Aufgabe, zu untersuchen, wie umgekehrt in einer von Grossgrundeigentum freien hochentwickelten Wirtschaftsgesellschaft sich die Verteilung gestalten würde.

Dabei handelte es sich in erster Linie natürlich darum, wie in einer solchen vom letzten Reste des Feudalismus gereinigten Wirtschaftsgesellschaft

¹⁾ Ladislaus Gumpłowicz: Socialliberalismus oder Collectivismus? Socialistische Monatshefte, 1900, No. 1, pag. 14 ff.

das Grosscapital auf die Verteilung, das heisst auf Einkommen und sociale Lage der Arbeiter und Handwerker einwirken würde. Solche Fragen löst man methodisch am besten, indem man den ungünstigsten Grenzfall als gegeben annimmt. Das habe ich gethan, habe mir vorgestellt, dass in einer auf genossenschaftlichem Grundeigentum angesessenen Gesellschaft grosse Privatcapitalien sich in den Händen einzelner Personen befänden und von diesen wirtschaftlich exploitiert würden. Sobald sich mir aus der Betrachtung dieses ungünstigsten Grenzfalls ergab, dass hier keine Störung der gerechten wirtschaftlichen Distribution und der politischen socialen Gleichheit eintreten konnte, war für mich jeder günstiger liegende Fall erledigt. Es war dies also lediglich ein Rechnen mit dem Grenzfall, wie es die Mathematik fortwährend übt, um zu allgemeingiltigen Formeln zu gelangen.

Nun ergab sich mir in der That, dass selbst in diesem ungünstigsten Grenzfalle eine Störung des wirtschaftlichen und socialen Gleichgewichts nicht eintreten könnte. Das mag man bestreiten, aber man soll nicht so thun, als hätte ich für meine Auffassung keine Beweise geliefert.

Gumplowicz versucht aber gar keinen Gegenbeweis, sondern er versteht mich so, als wollte ich unter allen Umständen den privatcapitalistischen Grossbetrieb erhalten. Und das ist grundfalsch! Ich habe nicht darüber zu bestimmen, ob er erhalten bleiben soll, oder nicht, sondern ich habe nur zu untersuchen, ob er Schaden stiften kann, wenn er bestehen bleibt. Und mit der Verneinung dieser Frage ist jedes Problem erledigt, das sich der Socialforscher stellen darf; alles weitere gehört in das Bereich des utopistischen Gesetzgebers!

Hier hat Gumplowicz nur mich missverstanden. In einem anderen Punkt aber hat er die nationalökonomische Theorie missverstanden, und zwar in Bezug auf die expropriierende Wirkung des Capitals: alle bourgeois-ökonomische und socialistische Wissenschaft ist darin einig, dass das Capital nur da materiell expropriierend und social declassierend wirken kann, wo eine starke Reservearmee besteht. Ihre Entstehung erklärt die Universitätsökonomie aus dem angeblichen Bevölkerungsgesetz, Marx aus der angeblichen „Freisetzung der Arbeiter durch die Maschine“. Beide Erklärungen sind unzweifelhaft falsch. Ich habe eine neue beigebracht, die mir richtig erscheint. Es ist das Grossgrundeigentum, das die Menschenmassen in die Industriebezirke treibt. Wo es nicht besteht, giebt es keine Reservearmee, also auch keine Expropriierung und Declassierung. Diese meine Ansicht mag falsch sein, aber wer sie widerlegen will, muss seinerseits die Quelle der Reservearmee aufdecken, nicht aber, wie Gumplowicz, so argumentieren, als wenn das Capital an sich ohne Mitwirkung der Reservearmee seine verderblichen Wirkungen ausüben könne. Der Satz: das Capital expropriert, war immer ein elliptischer mit der stillschweigenden Ergänzung: wenn eine Reservearmee vorhanden ist; und er durfte so lange unbedenklich in dieser gekürzten Form angewendet werden, als ein communis consensus bestand, dass mindestens in jeder hochentwickelten Gesellschaft von Warenproducenten die Reservearmee zu den notwendigen Erscheinungen gehöre. Von dem Augenblicke an aber, wo ich gerade das bestreite, darf man mir nicht jenen elliptischen Satz entgegenhalten, der nichts anderes enthält, als die von mir bestrittene Behauptung. Das nennt man eine petitio principii!

Hier allein kann meine Theorie tödlich getroffen werden. Die Beantwortung der Frage: Woher stammt die Reserseearmee? entscheidet zwischen Marx und meiner Theorie. Wenn Gumpłowicz sich zum Kämpfen berufen fühlt, mag er auf diesem Felde gegen mich antreten.

Was er aber jetzt gegen mich vorgebracht hat, schlägt nicht im mindesten durch. In dem einen Hauptpunct hat mich Bernstein schon genügend gerechtfertigt; Gumpłowicz bleibt, wenn er die sociale Lage grossgrundeigentumsfreier Länder gegen mich ausspielt, in der nationalwirtschaftlichen Auffassung stecken, während wir uns schon mitten in der Internationalwirtschaft befinden. Und sein Einwand aus der Zunftentwicklung ist womöglich noch unglücklicher. Hier verwechselt er die Zunft der ersten Periode, in welcher eine ausbeutungsfreie Wirtschaft bestand, mit der Zunft der zweiten Periode, wie sie unter der Einwirkung der agrarischen Revolution bereits degeneriert war.

In der Blütezeit der Zunft war von einer Beschränkung der freien Concurrenz überhaupt keine Rede; es konnte sich vor allem jeder, auch jeder Ungelernte, als Meister niederlassen; es bestand also volle Gewerbefreiheit, und das bishen behördliche Eingreifen, das sich findet, sind lediglich wohlfahrts-polizeiliche und steuerpolitische Massnahmen. Wenn Gumpłowicz also beweisen will, dass eine ausbeutungsfreie Wirtschaft bei freier Concurrenz nicht bestehen könne, so hat er sich hier gerade das allerungünstigste Argument ausgesucht, das er irgend finden konnte.

Das hätte ich sachlich zu bemerken. Persönlich möchte ich den heftigen Ton, in dem manche Sätze der Kritik gehalten sind, bedauern. Ich habe Gumpłowicz selbst dazu jedenfalls keine Ursache gegeben. Wenn er sich zum Ritter für Herrn Dr. Franz Stahl aufwirft, indem er meine Polemik gegen ihn „als durchaus undemokratische Intoleranz“ bezeichnet, so muss ich bekennen, mich durchaus nicht schuldig zu fühlen, weder einer Intoleranz, noch einer undemokratischen Handlungsweise. Inwiefern es undemokratisch sein soll, einem ganz besonders selbstgefälligen und ganz besonders schwächlichen Angreifer das „Schuster bleib' bei Deinem Leisten!“ zuzurufen, kann ich nicht begreifen. Ich persönlich müsste für eine Demokratie höflichst danken, in der man verpflichtet sein sollte, jedermann lebenswürdig Rede und Antwort zu stehen. Dass mich Stahl ganz und gar nicht verstanden hat, und ich gegen ihn im Rechte bin, hat mir Gumpłowicz ja selbst bestätigt.

Nach diesem Vorpostengefecht die Hauptschlacht! Eduard Bernstein nimmt selbst das Wort.²⁾ Er kommt mir so vielfach in wichtigen theoretischen Puncten zu Hilfe, wo mich Gumpłowicz entschieden falsch verstanden hat, und er wird meiner wissenschaftlichen Gesamtpersönlichkeit in einer so ehrenvollen, nach meinem Gefühl übertrieben gütigen Weise gerecht, dass es mir schwer wird, meinen Standpunct ihm gegenüber mit der erforderlichen Entschiedenheit zu vertreten. Käme nur meine Person in Frage, so würde ich schweigen; da es sich aber um meine Sache handelt, so halte ich mich für sittlich verpflichtet, selbst einem so hochverehrten Manne gegenüber — fortiter in re, suaviter in modo — meine Antikritik zu führen.

Ich will auf das Terminologische nicht eingehen, da es ja niemals einen Streitpunct darstellen kann; handelt es sich doch lediglich um willkürliche Wort-

²⁾ Eduard Bernstein: Zum Thema Socialliberalismus und Collectivismus. Socialistische Monatshefte, 1900, No. 4, pag. 173 ff.

wahl, über die man nur aus Zweckmässigkeitsgründen anderer Meinung sein kann. Sondern ich komme sofort zum Sachlichen!

Bernstein rühmt meine dialektische Kunst, aber er sieht den tiefen Schatten ihrer angeblichen Lichtseite: „... wer sich nicht völlig von dieser bestückenden Dialektik einnehmen lässt, findet doch Glieder in der Kette, deren Metall einen bedenklichen Riss zeigt.“³⁾

Das ist ein allgemeiner Vorwurf gegen meine Methode, und er wird belegt durch ein charakteristisches Beispiel. Ich bin der letzte, der glauben möchte, dass sich in meinen sämtlichen Deductionen nicht irgendwo eine schwache Stelle, eine gutgläubige Erschleichung finden wird. Es hat noch nie einen Denker gegeben, dem derartiges nicht geschehen ist, und ich werde keine Ausnahme davon machen. Aber das eine Beispiel Bernsteins ist ausserordentlich unglücklich gewählt. Er hat sich da in einer mir fast unbegreiflichen Weise vergriffen. Es ist unumgänglich, auf die betreffende Stelle eindringlich einzugehen. Ich schreibe in meinem Grossgrundeigentum und sociale Frage: „Die Menschen sind, wirtschaftlich betrachtet, so gleich wie Tropfen eines Stromes oder Moleküle einer Gasmasse... Sie alle haben bei aller Verschiedenheit doch ein Gemeinsames: das Strömen zum Gleichgewicht, und dies Gemeinsame entscheidet allein; weil sich alle Verschiedenheiten gegenseitig aufheben, erscheint als Diagonale aus dem Parallelogramm der Millionen einzelner Kräfte nur die eine gemeinsame Richtung: bergab ins Minimum (nämlich des Drucks). Die abstracte Menschennatur ist trotz alledem der Ausgangspunkt der Nationalökonomie.“

Hierzu bemerkt Bernstein kritisierend: „Weil sich alle Verschiedenheiten aufheben.“ Mit der unbefangenen Miene schleicht sich dieses noch gar nicht geprüfte Sätzchen in die Gesellschaft wohlbegründeter Satzglieder und geberdet sich, als sei es ihresgleichen.“

Ja, dieses „noch gar nicht geprüfte Sätzchen“ ist aber tatsächlich der Gewinn von 135 Druckseiten mathematischer Deduction! Es ist der letzte Schluss aus einer ungeheueren syllogistischen Kette, ein Schluss, den ich auf derselben Seite erst mit einem gewissen Triumphgesange gezogen hatte. Für diejenigen Leser dieses Aufsatzes, die mein citiertes Werk weder gelesen haben noch lesen werden, das heisst für die ungeheuere Mehrzahl, wird es nötig sein, diesen Syllogismus wenigstens in seinen Anfangs- und Schlussgliedern darzustellen.

Auf Seite 46 meines Buches schreibe ich: „Die Grundvoraussetzung der Naturlehre, die ich also für jetzt acceptire, ist folgende: Die Menschen sind vor dem Grundgesetz der Wirtschaft gleich. Alle „individuellen Unterschiede“ der Begabung und Leistungsfähigkeit, des Temperaments und der Moral verschwinden vor dem Gesetz, haben nur untergeordnete Bedeutung innerhalb des Gesetzes. Um ein Beispiel zu wählen: wie alle Gase, Elemente und Verbindungen, reine und gemischte, leichte und schwere, giftige und harmlose, den Gasgesetzen Avogadros und Gay-Lussacs unterliegen; wie ihre Elementarteilchen vor diesen Gesetzen trotz aller Verschiedenheit ihrer chemischen Natur als gleich betrachtet werden dürfen: so unterliegt nach der hier gewählten Voraussetzung jede menschliche Wirtschaft der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft,

³⁾ a. a. O., pag. 177.

in jeder Rasse und jeder Verfassung dem Gesetz der Wirtschaft; und so dürfen ihre Elementarteilchen, die wirtschaftlichen Subjecte, vor diesem Gesetze trotz aller Verschiedenheit ihrer individuellen Natur als gleich betrachtet werden. Ich gehe also von dem aus, was Schmoller die abstracte Menschennatur genannt hat.

Jenes Grundgesetz der Naturlehre, von dem ich ausgehe, formuliere ich folgendermassen:

Die Menschen strömen vom Orte höheren wirtschaftlichen Druckes zum Orte geringeren wirtschaftlichen Druckes auf der Linie des geringsten Widerstandes.

Ich verfolge hier die Methode des indirecten Beweises. Während beim directen Beweise aus einer unbestrittenen Voraussetzung deduciert und dann der gewonnene Schlusssatz als richtig betrachtet wird, deduciert man beim indirecten Beweise aus einer willkürlich gewählten Voraussetzung, um aus dem erhaltenen Schlusssatz, je nachdem er mit der Wirklichkeit übereinstimmt oder nicht, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Voraussetzung festzustellen.

Ich deduciere nun zuerst ein ganzes Capitel lang aus der willkürlich gewählten Voraussetzung die von mir sogenannte „reine“ Wirtschaft und erhalte auf diese Weise das Bild einer Wirtschaft, die von der uns geläufigen ausserordentlich weit verschieden ist; die statt der Disharmonie aller Interessen, die wir um uns her erblicken, eine paradiesische Harmonie aller Interessen aufweist. Dann führe ich im nächsten Capitel das Grossgrundeigentum als eine Schöpfung des Nomadenrechts, die der Tauschwirtschaft fremd ist, in die Rechnung ein, entwickle die Theorie des einseitig wachsendes Druckes und komme nun zu Ergebnissen, die mit der Wirklichkeit nicht nur in den grössten Zügen, sondern sowohl in der zeitlichen Aufeinanderfolge, als in der räumlichen Nebeneinanderordnung bis in die letzten Einzelheiten übereinstimmen. So kann ich auf Seite 175 folgendes niederschreiben:

„Damit ist unsere Deduction aus dem Gesetz der Strömung beendet. Wir lassen jetzt jeden Rest der Abstraction fallen und tragen die gewonnenen Ergebnisse in ein reales, geographisches Gebiet ein. Aus erklärlichen Gründen wählen wir Westeuropa

Wir haben, alles beherrschend, eine Anzahl von Riesenstädten, welche durch eine enorme Abwanderung von Jahr zu Jahr gewaltiger anschwellen; und auf der anderen Seite eine ebenso enorme Auswanderung, welche das nächst zugängliche, noch nicht bebaute culturfähige Land, für Westeuropa also America, in ungeheurerer Ueberdehnung des Anbaukreises unter den Pflug gebracht hat. Der weitaus grösste Teil dieser Völkerwanderung strömt von den Grossgrundeigentumsbezirken aus; die Wanderung aus den einzelnen Ländern resp. Landesteilen ist (cum grano salis) proportional dem Quadrate ihres Gehaltes an Grossgrundeigentum.

Die Bevölkerung ist äusserst ungleich verteilt. Wo das Grossgrundeigentum vorherrscht, ist sie dünn, wo Bauernbesitz vorherrscht, dicht gesät. Die Städte dort sind klein, wachsen wenig, haben eine wenig entwickelte Industrie und geringe Kaufkraft; hier sind sie gross, wachsen stark, haben hochentwickelte Industrie und grosse Kaufkraft.

Weil das Land dichter besiedelt ist, stärkere Eigenmärkte in der Nähe hat und schliesslich von Eigentümern im Selbstinteresse bewirtschaftet wird, ist

der Stand der Landescultur im Bauernbezirke viel höher, als im Grossgrundbezirke.

Überall, im ganzen Binnenlande und im Auswanderungsgebiet, ist der nicht landbesitzende, weitaus grösste Teil der Bevölkerung auf das Einkommen der ländlichen Tagelöhnerklasse reducirt (wobei das Einkommen in materiellen Gütern da noch niedriger ist, wo die immateriellen Güter der Freiheit und Hoffnung mitgewogen werden, also in der Stadt und im Auswanderungsgebiet); jede unterdurchschnittliche Arbeitskraft bleibt auch unter dem Durchschnittseinkommen und lebt also im Elend, wenn die concessionierte Comfortbreite zum notwendigen Standard geworden ist, wie das natürlich der Fall ist. Die landbesitzende Bevölkerung zieht den gesamten Zuwachs der Productivität, die Zuwachsrente, und zwar in dem Grossgrundbesitzbezirk die Gutsherren, im Bauernbezirk die Grossbauern resp. Mitglieder der Realgemeinden, in den Städten die Hausbesitzer. Fast aller Grundbesitz ist infolge rein ökonomischer Vorgänge bis an und über die Ertragsgrenze verschuldet und durch die „Speculationsrate“ überbewertet. Aus den Nutzniessern und Anteilsberechtigten der Zuwachsrente hat sich in den Städten der Stand der capitalistischen Unternehmer gebildet, welche als Mehrwertbezieher zu einem verzerrten Wettbewerbe, zum Conkurrenzkampf getrieben werden; die Folgen sind die Krisen, die Speculation und der Export-Industrialismus. Die Krisen drücken den freien Arbeiter noch unter die concessionierte Comfortbreite und zermalmen den productiven Mittelstand; sie treten um so häufiger und schwerer auf, je mehr die productiven Kräfte mit der Bevölkerung wachsen, und wirken mit zu dem Ziele der Anhäufung des Capitalreichtums um immer weniger vorhandene Kerne: Pauperismus, Criminalismus, Prostitution, schwere hygienische Missstände, Kinder- und Arbeitersterblichkeit, Anschwellen der Wahnsinnstatistik sind die Folgen.

Das ist das Bild Westeuropas, wie es sich aus dem Gesetz der Strömung ergibt, wenn die Gesellschaft Grossgrundeigentum bei voller Freizügigkeit enthält. Dieser Zustand, und nicht die Harmonie der Interessen, folgt aus den Voraussetzungen der Naturlehre. Adam Smith und seine sämtlichen Nachfolger haben falsch deducirt; hier ist durch ein richtiges Schlussverfahren ein Ergebnis gewonnen, welches Punct für Punct mit der Wirklichkeit übereinstimmt: richtig ist die Voraussetzung richtig. Die Menschen unterliegen, wie Gase und Flüssigkeiten, dem Gesetze der Strömung. Vor dem Gesetze der Strömung verschwinden alle Verschiedenheiten ihrer individuellen Begabung und Leistungsfähigkeit als *quantité négligeable*. Die Menschen sind, wirtschaftlich betrachtet, so gleich, wie Tropfen eines Stromes oder Moleküle einer Gasmasse. Wie es für das Fliessen eines Stromes ohne Bedeutung ist, dass einer seiner Tropfen Eisen, der andere Kalk enthält; dieser mit Amöben, jener mit Bakterien, der dritte mit Schlamm erfüllt ist: so wenig wird der majestätische Strom der Wirtschaft dadurch in seinem Laufe und in seiner Wirkung verändert, dass seine Menschentropfen ein wenig innere Verschiedenheiten haben. Sie alle haben bei aller Verschiedenheit doch ein Gemeinsames: das Strömen zum Gleichgewicht; und dieses Gemeinsame entscheidet allein: weil sich alle Verschiedenheiten gegenseitig aufheben, erscheint als Diagonale aus dem Parallelogramm der Millionen einzelner Kräfte nur die eine gemeinsame Richtung, bergab ins Minimum! Die „abstracte Menschennatur“ ist trotz alledem der Ausgangspunct der Nationalökonomie.

Ich will, wie gesagt, nicht behaupten, dass es ganz unmöglich sein sollte, mir auf diesen 135 Seiten mathematischer Rechnung einen Fehler nachzuweisen. Bis jetzt hat diesen Nachweis noch niemand versucht, auch Bernstein nicht. Und ehe dieser Nachweis geführt ist, bin ich berechtigt, das Ergebnis der Schlusskette als richtig anzunehmen. Das habe ich hier gethan. Das „noch gar nicht geprüfte Sätzchen“ ist der „Gesellschaft wohlbegründeter Satzglieder“ durchaus ebenbürtig, von einem „Riss im Metall“ kann nicht eher die Rede sein, als bis meine Rechnung als falsch nachgewiesen ist.

Ich will an diese Aufklärung keine kritische Auseinandersetzung knüpfen; aber eine persönliche Bemerkung wird mir gestattet sein. Ich habe es hier mit zwei Männern zu thun, die mir mehr Verständnis und Wohlwollen entgegengebracht haben, als irgend ein anderer meiner Kritiker, Männer, deren persönliche Unbefangenheit, deren wissenschaftliche Intelligenz über jeden Zweifel erhaben sind. Wenn ich mich solchen Männern gegenüber gegen so aussergewöhnliche Missverständnisse meiner Ideen verteidigen muss, was habe ich dann von der Mehrzahl meiner Kritiker zu erwarten, die ohne Intelligenz und Wohlwollen meine Schriften anfassen?!

Und hier liegt der Fall Bernstein noch trauriger für mich, als der Fall Gumplowicz; denn diese ganze Deduction, deren Schlussergebnis ich soeben ausgeführt habe, bildet geradezu den Kern und das Rückgrat meiner gesamten Lebensarbeit. Es erschien mir als das wichtigste Ergebnis meines Nachdenkens, dass es mir gelungen war, das Gesetz der Naturlehre von Adam Smith und seinen Schülern wieder in seine alte beherrschende Stelle als *suprema lex* der ganzen Sociologie einzusetzen: und jetzt muss ich erfahren, dass diese gesamte Deduction, der Triumph meiner Arbeit, an dem Geiste eines Mannes, wie Eduard Bernstein, spurlos vorübergegangen ist!

*

*

*

Auch an anderer Stelle wirft mir Bernstein, meines Erachtens auch wieder mit Unrecht, eine logische Erschleichung vor. Er sagt: „Oppenheimer sagt an einer Stelle: „Im Augenblicke aber, wo es sich herausstellte, dass unter der Einwirkung des in allem wesentlichen ja immer noch herrschenden freien Concurrenzsystems . . . eine Besserung der socialen Beziehungen eintrat . . .“ Wer diesen Satz ruhig hinnimmt, der ist unrettbar in der Gewalt unseres Freundes, er hat ihn mit eisernem Griff beim Kragen. Aber es braucht nur einen flüchtigen Blick, um zu erkennen, wo hier das Fangeisen liegt. Das in allem wesentlichen ist eine ebenso verschlagene Partikel, wie die berühmte letzte Instanz oder das heimtückischste aller Worte unseres Straflexikons: also. In allem wesentlichen heisst factisch: nicht in allen Puncten. Die freie Concurrenz ist heute verschiedentlich eingeschränkt: durch die Volksschule, durch Fabrikgesetze, durch sanitäre Vorschriften, durch öffentliche Dienste aller Art, durch die Coalitionen der Arbeiter und das Gewicht der sich unter dem Einfluss des allgemeinen Wahlrechts ihnen immer stärker zuwendenden öffentlichen Meinung. Es ist also der Beweis zu erbringen, dass die langsame Besserung nicht gerade diesen Einschränkungen der freien Concurrenz zu danken ist. Kann er nicht erbracht werden, so schwebt die Theorie, dass die freie Concurrenz aus sich selbst heraus die Besserung bringe, in der Luft. Selbst wenn wir die Coalitionen der Concurrenz zurechnen, blieben noch genug Factoren politischer und socialer Natur

übrig, um die Anschauung, es sei lediglich die freie Concurrenz, die hier als heilender Engel wirke, als unbewiesen und unbeweisbar erscheinen zu lassen.⁴⁾

Ich muss leider sagen, dass die gutgläubige „Erschleichung“ hier nicht mir zur Last fällt, sondern Bernstein selbst, und zwar, weil er nicht zu Ende citiert. Der von ihm angeführte Satz schliesst folgendermassen:

„In diesem Augenblick war die neue Thatsache gegeben, welche zur Wiederaufnahme des Processes gegen den verurteilten Liberalismus ausreichte, und ihm erstanden neue Anhänger und Verteidiger.“

Wiederaufnahme des Processes ist noch lange nicht Freisprechung! Hätte ich gesagt: „In diesem Augenblick war der Liberalismus und die freie Concurrenz als unschuldsreiner Engel dargestellt“, so hätte Bernstein mit seinem Einwurf gegen mich recht. Ich habe aber nur behauptet, dass das Problem in einem neuen Licht erschiene und wieder anfinke. Problem zu werden, nachdem es eine Zeit lang als definitiv erledigt erschienen war. Und das wird Bernstein zu allerletzt leugnen können. Im übrigen habe ich in dem Aufsatz Bernstein-Kautsky doch etwas mehr zu gunsten meiner Anschauung über diesen Punct beigebracht, als diese kurzen Andeutungen.⁵⁾

Andere Einwände gegen meine theoretische Stellungnahme sind geringeren Ranges, und ich will auf Détails nicht eingehen: sondern ich möchte den mir zur Verfügung gestellten Raum dazu benutzen, um meine Stellung zu Bernstein von meinem Standpunct aus festzulegen.

Wie fast alle Irrtümer von Gumpłowicz aus der einen Quelle flossen, dass er mich nicht als Theoretiker wertete, sondern als Utopisten, nicht als einen Denker, der allenfalls den Ehrgeiz hat, der Newton der Wirtschaft zu werden, sondern als einen Praktiker, der den Ehrgeiz hat, der Lykurg der Wirtschaft zu werden: so fliessen Bernsteins Irrtümer ausschliesslich aus der einen Ursache, dass er mich nicht als Theoretiker allein wertet, sondern als Politiker.

Nur in diesem Sinne kann er es ablehnen, Sozialliberaler genannt zu werden. Ich habe ihn lediglich als Theoretiker rubriciert; und als solcher gehört er zweifellos in die Classe der Sozialliberalen. Denn er hält die concentrirte Naturalwirtschaft des collectivistisch-communistischen Staates für unmöglich; und er hält es für ausgeschlossen, jemals die Kraft der wirtschaftlichen Selbstverantwortung aus dem menschlichen Gemeinleben auszuschalten. Das sind vollkommen genügende Kennzeichen, um sein wissenschaftliches „Genus“ zu bestimmen; nur noch um die Subspecies oder Variation kann es sich weiterhin handeln. In welchem Masse und Umfange er neben der Individual-Production die Production der Staaten, Provinzen, Communen, Genossenschaften für nötig oder wünschenswert hält, das giebt seiner theoretischen Stellungnahme die Färbung, aber nicht die Richtung. Er würde auch nicht im geringsten gegen die von mir gewählte Rubricierung etwas einzuwenden gehabt haben, wenn sich nicht für ihn mit der Bezeichnung sozialliberal durch eine eingewurzelte Gedankenassociation der Gedanke an eine politische Parteistellung verbinde. Daran habe ich aber nie gedacht. Es giebt keine sozialliberale Partei

⁴⁾ a. a. O., pag. 182—183.

⁵⁾ Siehe Socialistische Monatshefte, 1899, pag. 205—206. Vergl. auch meinen Aufsatz: Das sociale Wachstum. (Neue Deutsche Rundschau, 1899, pag. 1144 ff.) wo ich gezeigt habe, durch welchen Mechanismus jetzt die „freie Concurrenz“ die Industriearbeiter hebt!

sui generis und wird sobald keine geben. Ihre Aufgaben werden, soweit menschliche Unvollkommenheit das überhaupt zulässt, in vollkommener Weise von der socialdemokratischen Partei durchgeführt: Ich selbst bin parteilos, eine „Freilanze“, wie mich Bernstein selbst genannt hat, und habe als solche bis jetzt keine Veranlassung gesehen, mein Rösslein in einem anderen Lager zu satteln, als in dem der socialdemokratischen Partei; es hat mir also nie einfallen können, Bernstein als Politiker für mich in Anspruch nehmen zu wollen.

Aus derselben fundamentalen Verkenning dessen, was ich eigentlich will, fliesst es, wenn Bernstein mich scharf catechisiert, wie ich mich denn zu den Fragen des Arbeiterschutzes, des Staatsbetriebs, der Gemeindeverwaltung u. s. w. stelle. Eine solche Frage kann er nur an den Parteimann richten, nicht aber an den sociologischen Theoretiker. Soweit ich Theoretiker bin, stehe ich auf dem Standpunct, dass im Beharrungszustande der „reinen Wirtschaft“, das heisst nach endgiltiger Beseitigung aller feudalen Machtpositionen und nach endgiltiger Selbstheilung des Wirtschaftsorganismus, der Staat sich thatsächlich auf die „Nachtwächterrolle“ beschränken darf, die ihm seinerzeit der Manchester-Liberalismus angedeihen hat. Als praktischer Politiker, soweit ich das bin, bin ich aber natürlich der Ueberzeugung, dass jedes geeignete Mittel angewendet werden muss, um jene Machtpositionen so schnell wie möglich zu beseitigen, und dass, bis der Beharrungszustand der „reinen Wirtschaft“ erreicht ist, der Staat gegen den Staat ausgespielt werden muss, der Staat, soweit er Wohlfahrtseinrichtung ist, gegen den Staat, soweit er Classeneinrichtung ist. Ich bin also als praktischer Politiker selbstverständlich ein unbedingter Anhänger der Arbeiterschutzgesetzgebung, ein Verfechter zunächst des Achtstundentages, und fordere mit mindestens derselben Energie, wie der entschlossenste Marxist, die Durchführung einer grossartigen socialen Hygiene, eine Hebung der Volksbildung u. s. w. u. s. w.

In welchem Masse sich in der Gesellschaft der Zukunft neben die individualistischen Betriebe Staats-, Gemeinde-, Genossenschaftsbetriebe stellen werden, darüber muss ich jede Prognose ablehnen, da ich es ein für allemal nicht für die Aufgabe der Wissenschaft halte, über die nächstliegenden Ereignisse hinaus zu prophezeien. Wenn aber meinen Kritikern daran liegt, meine unmassgebliche Meinung zu hören, so glaube ich, dass Eisenbahnen, Post, Telegraph u. s. w., vielleicht auch ein Haupttheil der Forstverwaltung, den grossen, gemeinsamen gesellschaftlichen Organisationen zufallen werden; dass die Gemeinden z. B. Strassenbahnen, Telephon, Wasserversorgung und Beleuchtung, vielleicht auch einen Theil der Forstverwaltung übernehmen werden; dass die Grossindustrie fast ohne Ausnahme von Productivgenossenschaften resp. von Verbänden, von Consumvereinen betrieben werden wird; und dass für den individualistischen Privatbetrieb im wesentlichen nur die freien Berufe und das ihnen nahe verwandte Kunsthandwerk übrig bleiben werden. Weiter lässt sich meiner Meinung nach mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht blicken. Ob z. B. neben den Central-Verrechnungsstellen der Genossenschaften und ihrer Verbände noch private Banquiers und Arbitrageure sich werden halten können, ob die Grosshandels-genossenschaften der Zukunft ihre Einkäufe durch Angestellte oder durch freie Commissionäre ausführen werden, über alle derartigen Fragen entscheidet nicht der deducierende Verstand, sondern lediglich die Entwicklung.

Damit erledigt sich auch das Erstaunen Bernsteins darüber, dass ich ihn angeblich zum Gegner jeder Staatsintervention mache.⁶⁾ Ich sprach vom Theoretiker Bernstein, und nicht vom Parteimann. Ich glaube noch jetzt annehmen zu dürfen, dass er eine directe Staatsintervention in die wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen von dem Augenblick an für überflüssig halten wird, wo seine „volle Demokratie“ erkämpft ist, natürlich immer abgesehen von der freien Concurrenz einiger Staatsbetriebe mit anderen Betrieben und abgesehen von der kleinen Reibung, mit der jeder Organismus schliesslich arbeitet, und der Oelung, die für seinen ungestörten Gang unentbehrlich ist.

Wie sehr Bernstein meine Stellungnahme in der angedeuteten Richtung verkennt, geht nun aber mit aller Deutlichkeit daraus hervor, dass er mir an verschiedenen Stellen seiner Arbeit vorwirft, meine Siedlungsgenossenschaft als Allheilmittel der socialen Frage auszuschreien mit dem bekannten Fanatismus des „Erfinders“, der unaufhörlich sein „Prenex mon ours!“ auf den Markt hinausbrüllt.

Es mag sein, dass meine Stellung im Jahre 1896, als ich meine Siedlungsgenossenschaft schrieb, auf den unbefangenen Beobachter diesen Eindruck machen konnte, als hielte ich die von mir empfohlene Genossenschaftsform für den einzigen Weg zur Lösung der socialen Frage. Ich könnte auf Stellen hinweisen, die das Gegenteil beweisen würden; aber ich will zugeben, dass dieses ganz auf das eine praktische Ziel concentrirte Werk einen derartigen Eindruck hinterlassen konnte. Aber seit mein Buch: Grossgrundeigenthum und sociale Frage erschienen ist, sollte ein solches Missverständnis nicht mehr möglich sein, namentlich seitdem ich in der Oeffentlichkeit mehrfach dagegen protestiert habe. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als im folgenden zu wiederholen, was ich auf Seite 490 des eben angeführten Werkes gesagt und an einleitender Stelle meiner Schrift: Die sociale Bedeutung der Genossenschaft mit aller Energie wiederholt habe:

„Dazu könnte die landwirtschaftliche Arbeiterproductivgenossenschaft helfen, als das bequemste und schnellste Mittel zum Zwecke. Nötig ist sie nicht! Es brauchte kein glücklicher Entdecker zu kommen, um die „sociale Frage zu lösen“. Sie ist kein Problem für einen „Heros“ des Witzes, sondern die Krankheit eines gewaltigen Körpers. Der heilt sich selbst, ohne Arzt, ohne „Heros“. Wenn der faule Zahn Grossgrundeigenthum nicht bald von selbst ausfällt, dann wird das Volk mit ruhiger Kraft zur Zange greifen und ihn sich ausziehen, wenn es auch etwas schmerzt und ein bisschen Blut kostet.“

Es ist in diesem Werke überhaupt nur im Anhänge auf ein paar Seiten von der Siedlungsgenossenschaft die Rede. Es ist rein theoretischen Inhalts. Wie Marx glaubte, im Capital den Schädling des wirtschaftlichen Lebens entdeckt zu haben, so glaube ich ihn im Grossgrundeigenthum entdeckt zu haben. Wie Marx glaubte, dass ein Selbstheilungsprocess den Fremdkörper austossen würde, so glaube auch ich es. Vor unseren Augen vollzieht sich die ökonomische Expropriation des europäischen Grossgrundeigenthums; seine Rente ist in England fast auf den Nullpunkt gesunken, wird in Deutschland nur noch durch eine fieberhafte Staatsthätigkeit im Classeninteresse auf ihrem ungefähren Niveau gehalten und wird auch hier in Bälde auf den Nullpunkt sinken; dasselbe voll-

⁶⁾ a. a. O., pag. 181.

zieht sich überall da, wo die grossindustrielle Entwicklung in einem agrarischen Lande um sich greift. Das sind Thatsachen, die weniger zweifelhaft sind, als die „Concentration des Capitals“, das „Verschwinden der Mittelstände“ und die „Verelendung der Massen“.

In diesem gewaltigen Prozesse der Expropriation der Grundrente könnte, so ist meine Meinung, die Siedlungsgenossenschaft beschleunigend und, was wichtiger ist, unter Vermeidung eines gar zu crassen plötzlichen Zusammenbruches mit seinen möglichen erschütternden Folgen, eingreifen. Aber ich habe es mit besonderem Nachdruck ausgesprochen und wiederhole es hier: „Nötig ist sie nicht!“ Ich muss es also auf das entschiedenste ablehnen, wenn man mich, statt als den nationalökonomischen und sociologischen Theoretiker, als den blossen Erfinder einer neuen socialen Maschinerie hinstellt.

Es ist ja selbstverständlich, dass sich eine gewisse Erweiterung der Parteitaktik begründen liesse, wenn meine Theorie angenommen werden würde. Ich habe mich damit nur ganz vorübergehend beschäftigt. Ich bin eben kein Taktiker und habe ausserdem eine mehr als geringe Meinung von der Bedeutung des theoretischen Bekenntnisses für die taktischen Massnahmen einer Partei. Ich habe mich darüber in meinem Aufsatz: Das sociale Wachstum⁷⁾ sehr ausführlich verbreitet. Ich meine, dass eine politische Partei unter dem Einfluss des auf ihr von allen Seiten lastenden Druckes nach einer gewissen Richtung hin naturnotwendig gedrängt wird, und dass sie immer diejenige Theorie als Fahne vor sich herträgt, die ihr diese notwendige Richtung auch als theoretisch richtig darstellt. In diesem Sinne ist für mich alles das, was ist, auch vernünftig; und ich halte mich durchaus nicht für berufen, den Strategen des politischen und gewerklichen Kampfes ins Handwerk zu pfuschen. Als Parteilmann fühle ich mich einfach als Soldat in Reih und Glied und halte strenge Disciplin. So z. B. hält mich meine ketzerische Stellung in Bezug auf die angebliche sociale Wirkung der Gewerkvereine, die nach meiner Meinung stark überschätzt wird, durchaus nicht ab, in der Praxis ein warmer Freund der Gewerkvereine und natürlich ein erbitterter Gegner jeder Coalitionsbeschränkung zu sein.

Aber es heisst, mich auf einem Felde bekämpfen, auf das ich nie getreten bin, wenn man mich, wie Bernstein, als praktischen Parteimann einschätzt. Ich bin nichts anderes und will nichts anderes sein, als der theoretisierende Gelehrte. Und als solchem seien mir noch ein paar kräftige Worte zum Schlusse gestattet.

Der Eklekticismus im politischen Kampfe ist gewiss eine unumgängliche Notwendigkeit. Politik machen heisst segeln, und man hat selten den Wind direct hinter sich; man muss Schlag auf Schlag aufkreuzen. Man muss durch Compromisse mit entgegengesetzten Richtungen, durch vorübergehende Bündnisse mit principiellen Gegnern Schritt für Schritt sein Terrain erobern; man muss vielleicht sogar — obgleich ich mich über diesen Punct nicht endgiltig äussern möchte — „mit dem Pöbel listen“, wie Lassalle sich ausdrückte.

Auch in der Wissenschaft mag ein gewisser Eklekticismus seinen Vorteil haben. Die Erkenntnis schreitet in Pendelschlägen vorwärts. Der Uebertreibung eines „Erfinders“ setzt sich die entgegengesetzte Uebertreibung eines anderen Erfinders entgegen. Die Wahrheit liegt fast immer in der Mitte, und der

⁷⁾ Neue Deutsche Rundschau, 1899, pag. 1121 ff.

besonnene Forscher wird immer am weitesten kommen, wenn er aus der extremen Erscheinungen den gemeinsamen richtigen Grundkern herauschält.

Aber es giebt einen anderen Eklekticismus, der nicht aus der Besonnenheit wächst, sondern aus Denkträgheit oder Denkschwäche. Das ist der Eklekticismus, der darauf verzichtet, eine in sich zusammenhängende Gesetzmässigkeit, eine „wissenschaftliche Wahrheit“, zu entdecken, der es für möglich hält, die Bestandteile der verschiedensten, einander widersprechender Theorien neben einander als Bausteine zu benutzen, ohne dass es möglich wäre, sie in einen organischen, in sich geschlossenen Zusammenhang zu bringen. Diese Art des wissenschaftlichen Arbeitens ist der Tod der freien Forschung.

Bernstein hat die Güte, mir zuzugeben, dass ich in vielen Punkten recht habe. Nun, meine Theorie kann falsch sein, aber sie ist jedenfalls ein in sich geschlossenes Ganze. Jeder Satz meiner Theorie wird von einem anderen getragen und trägt wieder andere. Wenn ich daher in mehreren wesentlichen Punkten die Wahrheit getroffen habe, so ist es unmöglich, dass andere Theorien von ebenso geschlossenem logischem Bau, die in diesen Punkten anders lehren, richtig sind.

Mein Verhältnis zur Capitalstheorie von Karl Marx will demgemäss beurteilt sein. Meine Theorie weicht in jedem einzigen Punkte von jener ab, in der historischen Erklärung, in der causalen Verknüpfung der gegenwärtigen Erscheinungen, in der statistischen Schätzung, in der Beurteilung der vorliegenden Entwicklungstendenzen, in der Prognose. In jedem Punkt, in dem ich recht habe, muss Marx im Unrecht sein; in jedem Punkt, in dem Marx recht hat, muss ich im Unrecht sein; und die Wahrscheinlichkeit ist sehr gross, dass die Herausnahme eines einzigen Steines aus einem dieser beiden theoretischen Gebäude das ganze zum Einsturz bringt. Hier kann kein Eklekticismus mehr helfen! Hier heisst es entschlossen Partei nehmen. Wer Marx' theoretisches Gebäude in seinen wesentlichen Bestandteilen erhalten will, muss mich widerlegen: darauf habe ich als der zuletzt gekommene den Anspruch. Er muss mich widerlegen, indem er meine Rechnung als falsch nachweist. Ich habe nicht umsonst die mathematische Form der Beweisführung gewählt: es war meine wohlerwogene Absicht, „den Gegner zu cernieren“, ihm keinen Ausweg zu lassen. Zu dem Zweck habe ich jeden meiner Sätze nach Kräften in eine Form gegossen, die jeden Zweifel über das ausschliesst, was ich sagen wollte; zu dem Zweck habe ich die logische Ableitung vor den Augen meines Lesers in methodischer Langsamkeit aufgebaut. Wenn sich in der ehernen Rüstung der mathematischen Abstraction die verhängnisvolle Lücke findet, nun wohl, so harre ich als Hektor meines Achilleus, der mir den kritischen Speer in die Gurgel stösst.

Aber wer mich bekämpfen will, der soll auch Waffen führen, die meiner würdig sind. Gewisse „Argumente“ ex consequentibus sollten logischen Kindern überlassen bleiben. Der Mathematiker, der die Bahn eines Wurfgeschosses berechnet hat, wird auch nicht dadurch widerlegt, dass die Aufschlagstelle einige Meter von dem berechneten Punkte entfernt ist. Das beweist nicht, dass die Theorie falsch ist, sondern es beweist nur, dass man noch nachträglich gewisse andere Factoren in die Rechnung einzuführen hat: die Reibung in der Luft, die Windrichtung, die Eigenschwingungen des Geschützrohres. So lässt sich auch eine sociologische Theorie nicht dadurch widerlegen, dass in irgend einem kleinen

Nebenpunkte die gefundene Wirklichkeit von der berechneten um ein geringes abweicht.

Die von mir gefundene Theorie erklärt alle Grunderscheinungen des wirtschaftlichen und politischen Lebens, wie aus dem oben abgedruckten Citat hervorgeht. Alle Massenerscheinungen lassen sich ohne Zwang aus ihr ableiten. Wer aber von einer Theorie der Massenbewegung verlangt, dass sie nun auch in jedem einzelnen Fall jedes Détail der Einzelbewegung erklärt, der verlangt Unmögliches. Keine Theorie gelangt weiter, als bis zum Typus!

Aber ich gerate hier in die Abgründe der Methodenlehre, und das ist ein Gebiet, das man nicht anhangsweise behandeln soll.

Und jetzt erwarte ich Eduard Bernstein zum ersten Waffengang auf dem Gebiet der Theorie.

Die Jugend und die sociale Frage.

Von

Ellen Key.

(Stockholm.)

Die Lösung des grossen Gegenwartsproblems — die gegenseitige Durchdringung von Socialismus und Individualismus — ist in England am weitesten gediehen. In diesem Lande ist alle Entwicklung langsam, aber organisch. Dort haben einerseits die Folgen der Lehre der Manchesterschule, der Concentration des Capitals und der Arbeit, der Massenproduction und Maschinenteknik zugleich mit der Uebervölkerung die äusserst zugespitzten Verhältnisse hervorgerufen, die ihrerseits eine starke Arbeiterorganisation gegen das Capital zur Folge hatten. Sowohl diese Organisation, als die Not des Proletariats haben in England eine Gestalt angenommen, die die Gemüter zum Bewusstsein der Notwendigkeit einer socialen Umgestaltung erwecken musste. Und die Liberalen, die lange England als Beweis dafür anführten, dass der Socialismus sich in einem freien und individualistischen Lande nicht Eingang verschaffen könne, haben jetzt angefangen, vor der überwältigenden Beweisführung der thatsächlichen Verhältnisse zu verstummen; denn die englische Arbeiterorganisation wird Schritt für Schritt socialistischer.

Die sociale Strömung ergreift in England aber auch die sogenannte Oberklasse. Man gelangt zur Einsicht, dass nur in der Masse, in der der Arbeiter gebildet ist, der Staat ein Culturstaat ist. Angehörige der besitzenden Kreise eignen sich die reifenden Resultate der Gedankenarbeit und Agitation des Socialismus an und wirken nicht selten persönlich mit der Arbeiterorganisation zur Lösung der socialen Fragen zusammen.

Man sieht die Jugend in England — dem Lande, wo Reformfragen nicht nur die Parteipolitik sondern auch das Pflichtgefühl in Bewegung setzen — mit jenem Ernst, jener Ganzheit, die die englische Nation in Allem auszeichnet, was für sie Gewissensfrage geworden ist, zuweilen ganz und gar die Aussicht auf Erfolge auf anderen Gebieten im Stiche lassen, um in Londons East End oder in den Fabrikstädten das sociale Problem zu studieren und in der Arbeiterorganisation mitzuwirken. Andere schliessen sich zeitweise an sogenannte Settlements in den Stadtteilen der Armen an, um sich socialen Studien zu widmen und für das Volk zu arbeiten. Die Jugend giebt sich der Hoffnung

hin, dass das Individuum, jedes nach Massgabe seiner Kräfte, den Fortschritt fördern muss. Die Jugend — und mit ihr viele der hervorragendsten Gelehrten, Dichter und Künstler des Landes — ist überzeugt, dass Fragen am sichersten gelöst werden, wenn jeder, so weit er es vermag, für sein eigen Teil versucht, den Gedanken der Persönlichkeit sowie den des Gemeinsinns zu verwirklichen. Ein grosser Teil dieser Jugend, sowie dieser Denker und Künstler sehen in einem sich organisch entwickelnden Socialismus den Weg zu dieser Verwirklichung und sprechen dies offen aus, während bei uns der blosse Verdacht, dass jemand socialistische Sympathieen hegt, ein ausgezeichnetes Agitationsmittel gegen eine in jeder Richtung tadellose Persönlichkeit ist. In England sucht man eine Rückkehr zu den einfachen Voraussetzungen für Gesundheit und Glück zu finden, die die Uebercivilisation ganz zerstört hat. Simplification of life, die Vereinfachung der Lebensweise, ist in England zur Losung geworden unter dem schwer lastenden Druck, den ein allzu luxuriöser Comfort ausgeübt hat. Mehr Schönheit im Dasein, dadurch, dass das Einfache, das Echte und das Gerechte mehr Platz bekommt, das ist es, was Englands auserlesenste geistige Aristokratie, die ältere sowohl wie die jüngere, von der socialen Umgestaltung hofft.

In England bemühen sich Angehörige der gebildeten Schichten, dem Proletariat Bildung zu bringen, aber nicht weil sie die Illusion hegen, dass vermehrte Bildung des Arbeiters der socialen Umwälzung entgegenwirken wird. Wenn sie all ihre Kraft dafür einsetzen, Aufklärung in das Volk zu tragen, so geschieht dies in erster Linie, weil sie ihm ein Recht auf Cultur zusprechen, aber vor allem auch, weil sie wissen, dass die Bildung der Arbeiter bei der kommenden Umgestaltung die Rettung der Cultur bedeutet.

So wirkt seit mehreren Jahren die wohlbekannte University Extension, durch die mehrere tausend Arbeiter alljährlich wissenschaftlichen, litterarischen und kunsthistorischen Cursen folgen und sich dann durch Selbststudien in die Gegenstände vertiefen. Man kann die jungen Leute eine Meile weit gehen sehen, um — nach mindestens zehnstündiger Arbeit in den Steinkohlengruben oder Fabriken — zusammen Shakespeare und Sophokles zu lesen. Ein solcher Anblick ruft uns den Zug der Zehntausend ins Gedächtnis, wo die von Gefahren umlauerten, von Anstrengungen ermatteten Hellenen einander beim Lagerfeuer ermuntern „durch Denkersprüche alter Philosophen und trostesreicher Stücke aus Homer...“ Dies schöne Bild hat uns für immer das rechte Kennzeichen für Hellenen im Gegensatz zu Barbaren gegeben, für Herren im Gegensatz zu Sklavenseelen. In England naht das grosse Problem: das Zusammenwirken des Individualismus und des Socialismus zu einer neuen Gesellschaftsgestaltung, seiner Lösung.

Ausser England gibt es wohl kein europäisches Land mit grösseren Voraussetzungen, sowohl den Forderungen des Socialismus als des Individualismus gerecht zu werden, als Norwegen. Dieses Land, das durch seine Constitution der unmittelbarste Erbe der französischen Revolution ist, ist im Laufe des letzten Jahrhunderts tief demokratisiert worden. Und gleichzeitig wurde die Nation durch die Einwirkung ihrer grossen Geister und ihr entwickeltes Volksgefühl stark individualisiert. Die Intensität, mit der das Gemüt des norwegischen Volkes in der norwegischen Litteratur, der norwegischen Musik, der norwegischen Kunst ausgedrückt worden ist, hat Norwegen nicht nur zu einem immer cultivierteren Lande, sondern zu einem Culturlande gemacht, einem Lande, dessen geistige Werte anfangen, das europäische Bewusstsein zu durchdringen.

Und inzwischen hat sich Norwegen wieder mit grosser Empfänglichkeit die Ideen angeeignet, die Europas Culturleben umgestaltet haben.

Aber in Norwegen sowie bei uns und anderwärts ist die Jugend zum Theile vom Geist der Reaction ergriffen, ist nicht, wie in England, voll Zukunftshoffnungen und Thatkraft.

Vielleicht war die Entdeckung, dass das Land der Zukunft viel ferner ist, als man vor einigen Jahrzehnten glaubte, die Ursache, dass die Jugend des letzten Jahrzehnts gegen den optimistischen Glauben des früheren Decenniums an Entwicklung und Umgestaltung reagierte. Derselbe Verlust an Illusionen, der die Reaction gegen die französische Revolution begleitete, hat die moderne Jugend resigniert gemacht, doch nicht, wie am Anfang des Jahrhunderts, auf den Weg der historischen Erfahrung geführt. Die Lebensanschauung der Relativität hat die Energie des Handelns erschlaft, noch bevor die Zeit des Handelns angebrochen ist.

Die Jugend unserer Tage ist nicht in glücklicher Weise von dem einen Ideenkreise in den anderen gekommen. Die glückliche Weise besteht darin, sogleich neuen Aufgaben gegenüberzustehen, an die man glaubt und für die man leben will. Aber die Jugend heute weiss von keinen neuen Aufgaben, an die sie glauben kann. Daher stammt jene geistige Mattigkeit, die sich der jungen Generation bemächtigt hat. Ohne die Einflüsse der Umgebung zu unterschätzen, glaube ich doch nicht, dass die Jugend, die ihre Ideale verloren, ohne an deren Stelle neue zu erhalten, nur beklagenswert ist. Denn die Jugend, die nicht aus ihrem eigenen Innern Ideale schafft, würde auch zu keiner anderen Zeit das Ideale gefunden haben. Eine solche Jugend hätte Sokrates ins Lächerliche gezogen; sie würde mit einem Achzelnucken den Zimmermann aus Nazareth ans Kreuz haben schlagen sehen; sie wäre ohne Zweifel mit den Bourbonen ausgewandert.

Wenn die Jugend eines Landes ohne Ideale dasteht, dann erleben wir ein Jahrhundertende, gleichviel wie die Jahreszahl lauten möge. Aber wenn eine Jugend mit dem Gefühle dasteht, grosse Aufgaben zu haben, dann beginnt ein neues Jahrhundert.

Es ist überall das glückliche Recht der Jugend, vor allem den Individualismus zu fördern. Sie thut es jedes Mal, wenn ein junger Mensch in gesundem Egoismus voll und stark seine eigene Persönlichkeit entwickelt, sich kühn in den Kampf für das eigene Glück stürzt. Jedermann, der seine individuelle Entwicklung tief ernst nimmt, wird doch finden, dass er schwerlich dadurch eine freie, feine, vornehme Persönlichkeit wird, dass er die Persönlichkeiten anderer niedertritt. Und er wird weiter finden, dass es seine persönlichen Kräfte stärker in Anspruch nimmt, mit neuen Mitteln neue Werte zu schaffen zu versuchen, seine junge Energie neuen Aufgaben zu widmen, als auf schon verbrauchte Ideale zurückzublicken. Aber noch eines wird das junge Menschenkind bald erfahren: je rückhaltsloser ein Individuum sich in den Kampf des Lebens stürzt, desto wahrscheinlicher ist es, dass es dort verwundet wird; je reicher entwickelt ein Individuum ist, desto mehr verwundbare Punkte giebt es, an denen es verbluten kann. Der grosse Schmerz sowohl wie die grosse Seligkeit ist für den grossen Menschen ein Teil von des Lebens Fülle, und die Niederlagen einer Persönlichkeit sind oft bessere Bürgen dafür, dass sie über den Durchschnitt hinausragt, als ihre Siege. Aber diese Niederlagen, die uns

oft nur Fetzen dessen übrig lassen, was unsere innerste Persönlichkeit war, können ertragen werden, wenn wir gelernt haben, dass es einen Verband giebt, der uns hindern kann, an unseren Wunden zu verbluten — den Verband, den wir auf die Wunden anderer legen.

Kein echter Mensch braucht jedoch zu warten, bis das Leben ihn zerrissen, um Mitgefühl empfinden zu können. Das edelmütige Alter der Jugend vermag dieses Gefühl gleichzeitig mit einer starken individuellen Kraftempfindung zu fühlen. Und manche bleiben in diesem Sinne immer jung, immer im Stande, inspirierte Augenblicke zu durchleben, solche, wo eine grosse That, eine grosse Wahrheit, eine grosse Schönheit oder ein grosses Glück unser Wesen erfüllt, Augenblicke, wo die Thränen strömen, die Arme sich ausstrecken, das Weltall zu umfassen, die Gedanken es durchheilen. Solche Augenblicke schliessen die intensivste Empfindung unserer eigenen Persönlichkeit ein, zugleich mit ihrem vollsten Aufgehen im Gemeingefühl mit dem ganzen Dasein.

Ein grosses Leben — das ist, solchen inspirierten Augenblicken im Handeln Continuität geben.

Es giebt jedoch junge Menschen, die auf keine solchen Augenblicke zurückzublicken haben; die vornehm auf die Fragen der Zeit von der Höhe ihrer Uebermenschentheorien oder ihrer gelehrten Bildung herabsehen. Solche hat es zu allen Zeiten gegeben.

Es giebt jedoch kein Gebiet, für das es verhängnissvoller wäre, wenn sich die Jugend in solcher Weise exclusiv davon zurückzöge, als jenes Gebiet, auf dem die Kämpfe des Individualismus und Socialismus ausgefochten werden. Die Forderung der Zeit, besonders an die Jugend, ist, dass sie diese entgegengesetzten Ideen von allen Gesichtspunkten prüfe, dass sie alle anderen Ideen im Verhältnis zu diesen beiden erforsche; und dass sie jeden Reformplan mit Rücksicht auf seine Einwirkung auf die Probleme des Individualismus und Socialismus untersuche. Von der Jugend hat man etwas für die Zukunft zu hoffen. Aber diese Hoffnung setzt voraus, dass die Jugend, wenn sie sich in Denken oder Handeln den vielen nähert, deren Los zu verbessern die nächste Aufgabe der Zukunft ist, die Worte des amerikanischen Dichters auf dem Schlachtfelde zu den ihren macht: „Ich frage nicht, ob mein verwundeter Bruder leidet. Ich werde selbst dieser Verwundete.“

Am Vorstadtbach.

Von

Johannes Schlaf.

(Berlin.)

Draussen in der Vorstadt, gegen Halensee und den Grunewald hin, hat es da noch so ein Stück Wiese mitten zwischen chaussierten Strassendämmen, die freilich bereits bekunden, dass es mit dieser Herrlichkeit von „freier Natur“ keine so besonders lange Dauer mehr haben wird; denn das geht ja geradezu ins Erstaunliche, mit welcher Fixigkeit Berlin sich im Laufe der letzten paar Jahre in diesen Regionen ausgedehnt hat!

Meine Wiese liegt tiefer, als das übrige Terrain. Sie ist rings von hohen Drahtzäunen eingeschlossen, in denen aber den Tag über zwei Thüren offen

stehen. Quer über sie hin geht ein breiter Grasweg, von zwei langgestreckten Wassertümpeln eingefasst. An diesen Wassertümpeln wachsen in dichter Reihe ziemlich alte Weiden, so dass es eigentlich ein recht angenehmes und lauschiges Plätzchen ist; und besonders jetzt, in diesen freundlichen Maitagen.

So ist es denn auch das Ziel meines täglichen Morgen- und Nachmittags-spazierganges.

Zuerst hat man's ja freilich überall noch mit der Stadt. Da ist die abscheuliche Regelmässigkeit der erhöhten Fahrdämme, über die vielleicht schon in zwei Jahren die elektrischen Bahnwagen hinrollen werden; da ist der viele Staub von den Neubauten, die nackten Ziegelmauern mit ihren Fensterlöchern, mit dem ununterbrochenen Geklirr und Gepick der Hämmer auf den Steinen, mit dem Peitschenkullen und Geschrei der Fuhrknechte, da sind alle die vielen Mietskasernen, die mit breiter Masse vom Kurfürstendamm her immer näher über das noch freie Gelände herüberwachsen, jene chaussierten Wege wie riesige Pseudopodien über dieses letzte bisschen Grün ausstreckend. Andererseits aber giebt es jenseits der Wiese gegen das eigentliche und ältere Wilmersdorf hin allerlei prächtige Villenbauten in grossen schönen Gärten. Und mitten zwischen all dieser Grossstadt liegt also die Wiese mit ihrem Weidenbach.

Wenn man aber zwischen den braven alten Bäumen spaziert oder unter ihnen im Grase sitzt, dann kann man sich völlig wie auf dem Lande fühlen; die Illusion wird vollständig durch einen braunen Wallach und zwei Kühe, die den Tag über hier friedlich miteinander in der Sonne herumspazieren und vom Grase zupfen, drüben jenseits des Baches . . .

Nun, man sitzt denn also am Wasserrand unter einem mattblauen, aufgefrischten Himmel, an dem viele grosse und kleine leuchtend weisse Erühlingswolken hinziehen. Ein frisches Lüftchen weht, von der Sonne durchwärmt, kräuselt winzige Wellchen auf dem braunen Wasserspiegel, auf dem die Sonnenlichter goldige Reflexe zittern lassen, und wispert leise in den jungen Schilfsprossen, die mit steilen, lichtgrünen Halmspitzen aus all dem stillblinkenden Braun und Gold aufschliessen. Zwischen ihnen hin fahren in blitzschnell huschenden, zuckenden Zickzacklinien die ersten Wasserspinnen und kleine Käfer mit blanken, kohlschwarzen Körperchen. Am Rande aber und um die grauen Wurzeln der Weiden spriesst das junge Gras, mit den ersten Ranunkeln, Butterblumen und Gänseblümchen durchsetzt. Die Reiser der Weiden schwenken ihr zartes Grün und ihre Baumelkätzchen wie lichte Fahnen hernieder; und ab und zu läutet wohl auch in der Stille eine Unke oder quoraxt ein Frosch. Wie aus einer Ferne aber hört man dann das dumpfe Rollen der elektrischen Bahnwagen und was das alles für Laute sein mögen, die da ineinander gehen in diesem einen dunklen, grossen, mit seinem elementären Pathos . . .

Aber es ist dann so hübsch, die Spaziergänger friedlich oben auf dem Damm promenieren zu sehen; ein Lachen, ein paar Worte aufzufangen; oder wenn etwa ein paar Hunde herniederfahren und mit eifrig fröhlichem Aechzen und Knurren wie toll über die grüne Fläche hinjachtern. Besonders aber die Kinder haben hier ihr Fest. Die Wiese lockt zum Spiel, und die beiden Wasser-

tümpel sind eine unerschöpfliche Fundgrube von Entdeckungen. Da kann man Wasserspinnen und Käfer fangen; ja, wenn's das Glück will, fischt man wohl gar einen Salamander. Das Lustigste aber sind die kleinen kugelrunden Kaulquappen mit ihren durchsichtigen Zappelschwänzchen, die da lustig die Kreuz und Quer durch das sonnige Wasser huschen . . .

Heute waren drei Kinder beim Wasser. Es machte mir Vergnügen, ihnen zuzuschauen. Und dann war es auch so interessant. Es ist überhaupt interessant, Kinder zu beobachten.

Es waren ein etwa zehnjähriger Junge und ein achtjähriges Mädchen, Bruder und Schwester, in chiken, blauen Anzügen, mit sauberen schwarzen Strümpfen und hellgelben Lederschühchen. Sie waren wohl aus einer der Villen drüben auf der anderen Seite der Wiese herabgekommen und hatten sich hier mit ihrem Freunde zusammengefunden, anscheinend einem kleinen Wilmersdorfer Bauernjungen, wenn er nicht aus einer von den Hofwohnungen drüben in den grossen Mietshäusern herübergekommen war. Mit seiner schmutzigen blauen Jacke, seinen farblos grauen, zerrissenen Hosen und mit seinen schiefgelaufenen Schuhen so ein rechter kleiner Dorfteufel, wirrhaarig und stämmig. Aber soviel stand fest, dass er eine wichtige Person und in jeder Hinsicht Herr der Situation war.

Es war ihm gleich anzusehen, dass er so eine Art von self made man, selbständig und unabhängig, Naturmensch, mit allen Wegen und Stegen dieser Vorstadtwelt vertraut, heimisch in allen Ecken und Schlupfwinkeln dieser weiten Wunderwelt mit ihren Gärten, Wiesen, Bächen; auf Anger, Feld und Bauplatz sich auskennend und mit dieser wertvollen Eigenschaft geschätzt und Autorität. Und so stand er mit viel Würde und einem sehr altberdigen und gescheiterten Gesicht, eine prächtige, frische Weidenrute in der Hand, am Bachrand und schaute mit schweigendem Ernst, die Lippen geschlossen, mit klugen und zugleich auch discreten Blicken den beiden kleinen Giggler zu, wie sie unter einem eifrigen und unablässigen Geplapper zierlich und dennoch ungeschickt darauf aus waren, die schwippen kleinen Kaulquappen mit ihren niedlichen, weissen Patschpöten aufzufischen und in die blanken Conservebüchsen zu praktizieren, die sie, halb mit Wasser gefüllt, am Bachrand im Grase zu stehen hatten. — Natürlich gelang ihnen das nicht, denn offenbar hatten sie zu viel Furcht, sie möchten sich beschmutzen. Bis sich dann der gute Miepe erbarmte, sich; ohne ein Wort zu verlieren, seiner Chikschuhe und seiner biedereren, arg zerstopften Grauwollenen entledigte, seine alten ausgefranzten Hosen in die Höhe streifte und ins Wasser stieg.

Und nun gab's ein einziges Jubeln und Staunen, was er alles für Herrlichkeiten aus der breiten Tiefe des Tümpels zu Tage förderte; eine ganze wunderliche Flora und Fauna, die man so einem simplen Vorstadttümpel gar nicht zutrauen sollte; und alles, ohne nur eine Miene zu verziehen, oder ein Wort zu verlieren, so sehr ihn das bewundernde Triumphgeschrei und das Geschwätz der beiden kleinen Herrschaften auch hätte eitel machen können . . .

Der gute Miep! — Entschieden hat er zehnmal so viel Intelligenz, Umsicht und Energie als seine beiden kleinen, geputzten Freundschaften da, wenschon er voraussichtlich einst nicht in einer Equipage fahren wird. In seiner Haltung, in seinen zwecksicheren, sachverständigen Bewegungen ist eine entschiedene und ausgesprochene Männlichkeit.

Was mich indessen so ganz besonders freut, ist die offenbare Eintracht der drei kleinen Freunde, die sich noch an keinem Unterschied der Lebensstellung stösst, das einträchtige Spiel dieser drei kleinen Weltstadtmenschen auf meiner sonnigen Vorstadtweise mit ihrem Frühlingsstaat von Gänseblümchen, Ranunkeln, Kuhl Blumen, mit ihren flatternden Kohlweisslingen, Citronenvögeln und Füschen.

Bloss, ein Störenfried muss ja natürlich in jedem Paradiese sein. Und da kommt auch schon das Kindermädchen herabgestürzt, kriegt die beiden kleinen Ausreisser bei den Armen zu packen und zieht sie mit vielen Scheltworten, einen entsetzt verachtungsvollen und misstrauischen Blick auf Miep werfend, den Damm in die Höhe.

Wie bitterlich sie weinten . . .

Rundschau.

Oeffentliches Leben.

Genossenschaftsbewegung. (Der Stand der Besteuerungsfrage — Das neue Warenhaus des Leipzig-Plagwitz'er Consumvereins. — Nochmals die Production. — Die Hamburger Tabakarbeiter-Genossenschaft. — Der Halbjahresbericht der englischen Grosseinkaufsgesellschaft. — Das Genossenschaftswesen auf der Pariser Weltausstellung.) Die Frage einer stärkeren Besteuerung der Grossbetriebe im Détailhandel beginnt allmählich in ganz Deutschland acut zu werden. Preussen hat mit seinem Warenhaussteuer-Gesetzentwurf die bösen Geister in allen Ecken des Reiches erweckt. Was das Schicksal des genannten Entwurfs selbst anlangt, so darf man hoffen, dass die verschönernde Arbeit, die die Steuercommission an ihm vollzieht, schliesslich die Regierung selbst zur Losung von ihrem derartig verunstalteten Kinde veranlassen wird. Eine solche „Verbesserung“ besteht z. B. in der Herabsetzung des im Entwurf auf 500 000 Mk. festgesetzten steuerpflichtigen Umsatzes nach der Grösse der Städte. Ferner ist der § 5, welcher die Steuersumme auf 20 % des Reingewinnes beschränkt — von welcher Bestimmung übrigens die Consumvereine ausdrücklich

ausgeschlossen waren — gestrichen worden. Und endlich hat die Commission zu § 1 den Zusatz beschlossen, dass „Kleinhandelsbetriebe, welche drei oder mehr Betriebsstätten (Filialen) besitzen, der Bestimmung des Gesetzes unterliegen sollen, auch wenn ihr Geschäftsbetrieb nur eine Warengattung umfasst“. Diese offenbar auf die Consumvereine gemünzte Bestimmung hat dieselben zu einer scharfen Abwehrpetition veranlasst, in der unter Hinweis auf die Thatsache, dass die Consumvereine niemals in speculativer Absicht, sondern immer nur aus Rücksicht auf die schon vorhandenen Mitglieder Filialen eröffnen, das Abgeordnetenhaus um Ablehnung dieses Zusatzes, jedenfalls aber um Nichtanwendung desselben auf die Consumvereine ersucht wird. Ein ganz eigentümliches Licht auf die Haltung der preussischen Regierung wirft übrigens eine Mitteilung der Düsseldorfer Handelskammer. Danach hat die Regierung im Jahre 1899 in der Begründung eines den Handelskammern zur Begutachtung übersandten Entwurfs die Bemessung der Steuer nach dem Umsatz als den „denkbar bedencklichsten Steuermassstab in moralischer und praktischer Hinsicht“ bezeichnet. Und ein Jahr darauf beschenkt uns dieselbe Regierung durch dieselben leitenden Personen mit einer — Umsatzsteuer-Vorlage!

Ist die preussische Regierung wandlungsfähig, so will die sächsische das Recht haben, es auch zu sein. Am 19. April fand in der zweiten sächsischen Kammer die Besprechung eines im Namen der vereinigten Nationalliberalen und Conservativen von den Abgeordneten Schill und Opitz eingebrachten Antrages statt, in dem die Vorlegung eines Gesetzesentwurfes verlangt wird, der „eine stärkere Heranziehung solcher Betriebe, welche durch die Concentration des Handels mit verschiedenen Warengattungen oder durch von den Gebräuchen des soliden Handels abweichenden Massnahmen sich besondere Vorteile verschaffen, zu den Steuern“ vorsieht. Ob diese Sonderbesteuerung auch auf die Consumvereine angewandt werden sollte, darüber waren die beiden Antragsteller sich freilich selbst nicht einig. Während der Conservative Opitz es gerade ganz besonders auf diese verhassten, den Kleinhandel schädigenden Wirtschaftsgebilde abgesehen hatte, hielt der Nationalliberale Schill, der überhaupt recht vernünftige Ansichten entwickelte, die Consumvereine für sehr nützliche Erscheinungen und wollte sie demgemäss von der Steuer ausgenommen wissen. In einer schlimmen Lage war die Regierung. Hatte sie erst in der Verordnung vom 6. Mai 1897 erklärt, es sei nicht opportun, die Umsatzsteuer gesetzlich festzulegen, und sich dadurch gewissermassen die Hände gebunden, so wollte sie es andererseits doch auch nicht mit den Mittelstandstrettern verderben. Ein Spiegelbild dieser Verwirrung war die Rede des Ministers von Metzsch, der die Consumvereine zwar für einen Segen für die Bevölkerung hielt, sie aber doch nicht von der Besteuerung ausgenommen haben wollte, der den Begriff der „Unsolidität“ als einen sehr schwer festzustellenden bezeichnete und doch versicherte, dass die „soliden“ Geschäfte und Consumvereine nicht ins Wanken gebracht werden sollten, der den Weg der communalen Besteuerung immer noch für den gangbarsten erklärte und doch versprach, dem nächsten Landtage die gewünschte Vorlage zu machen. Dass der sächsische Dreiclassen-Landtag den Antrag Schill-Opitz annahm, versteht sich am Rande.

Nicht viel Glück haben die Umsatzsteuerfreunde in Württemberg und Baden. Die württembergische Steuercommission hat die die Einführung einer progressiven Umsatzsteuer für Warenhäuser und Consumvereine verlangenden Petitionen der Regierung nicht zur Berücksichtigung, sondern nur zur „Erwägung“ überwiesen, was in Württemberg gerade keine Empfehlung ist. Ganz entschieden gegen eine prohibitiv wirkende

Umsatzsteuer, die Gewerbe und Industrie gerade so schädigen müsse, wie den Handel, sprach sich der badische Finanzminister Buchenberger bei Gelegenheit der Kammerverhandlungen über eine diesbezügliche Petition der Gewerbevereine aus. Er zeigte, dass sich die kleinen Detailgeschäfte mittels der übergrossen Concurrenz selbst am meisten schädigen, und gab dafür folgende hochinteressante statistische Beweisziffern. Während in der Zeit von 1882—1895 die badische Bevölkerung nur um 9,9% gewachsen ist, haben sich die Geschäfte für Colonialwaren um 35,8, die der Manufacturwarenbranche um 80,3 und die der Kurz- und Galanteriewarenbranche gar um 199,4% vermehrt. Auch das hessische Centrum, das einen entsprechenden Antrag für die zweite Kammer vorbereitet, dürfte daselbst und bei der Regierung nicht viel Gegenliebe finden.

Der Consumverein Leipzig-Plagwitz, von dessen Verschmelzung mit dem Consumverein der Ostvorstadt Leipzig wir im Februar-Heft berichteten, hat in den letzten Monaten eine ausserordentliche Entwicklung durchgemacht. Die Mitgliederzahl stieg vom 1. Januar bis 31. März d. J. von 15 522 auf 26 705. Der Warenumsatz betrug in diesen drei Monaten 2 269 844 Mk., so dass man für das ganze Geschäftsjahr auf einen Umsatz von über 8 Millionen rechnet. In den Manufacturwarengeschäften des Vereins wurden allein im Monat März für 115 700 Mk. Waren verkauft, gegen 60 774 Mk. im März letzten Jahres. Zu dieser Steigerung des Umsatzes hat nicht wenig das grosse neue Warenhaus beigetragen, das der Verein am Markt in Leipzig-Lindenau errichtet hat. Dem Wochenbericht wird darüber geschrieben: „Dasselbe ist ein neues modernes Kaufhaus mit grossen Schaufenstern. Scuterrain, Parterre und die erste Etage bilden jedes für sich einen grossen Verkaufsraum. Alle drei Räume haben zusammen einen Flächenraum von über 800 Quadratmeter. Geführt werden alle gangbaren Waren, wie Manufacturwaren, Kleiderstoffe, Posamenten, Wäsche, Herren- und Knabengarderobe, Frauen- und Mädchenjaquets, Hüte, Schirme, Schuhwaren, Porzellan, Steingut, Emaille und Wirtschaftsgegenstände. Der Erfolg, welchen wir mit der Einrichtung dieses Warenhauses erzielt haben, ist ein geradezu grossartiger. Am 9. Februar dieses Jahres wurde das Verkaufslöcal eröffnet. Von diesem Tage bis zum 28. Februar betrug der Umsatz 30 800 Mk. Im März erreichte derselbe schon die Höhe von 52 050 Mk. und wird im April und Mai voraussichtlich noch höher werden.“ Durch diesen Erfolg angeregt hat der Verein be-

schlossen, im Osten von Leipzig ein zweites Warenhaus zu errichten, dessen Verkaufslocalitäten einen Flächenraum von 1200 Quadratmetern umfassen werden. Man hofft den Bau bis zum November zu vollenden. In der That, eine Erscheinung, die zum Nachdenken anregen kann! Dasjenige Wirtschaftsgebilde, das eine Emanation des dem capitalistischen entgegengesetzten Wirtschaftsprincips, nämlich des socialistischen, darstellt, das bestimmt ist, den Capitalismus in Handel und Gewerbe in weitgehendem Masse zu verdrängen, tritt uns hier in einer Gestalt entgegen, die wir als die ganz spezifische und extremste Erscheinungsform des capitalistischen Detailhandels anzusehen uns gewöhnt haben, — in der des Warenhauses! Man begreift, wie der oberflächliche Beobachter angesichts solcher Erscheinungen von Consumvereinen und anderen grosscapitalistischen Betrieben sprechen kann — freilich nur der oberflächliche!

Der soeben zur Ausgabe gelangende Bericht des Hamburger Gewerkschaftsartells pro 1898 und 1899 bringt auch eine sich sehr interessant lesende Vor- und Gründungsgeschichte der Hamburger Production. Danach wurde der erste Anstoss zur Gründung des viel besprochenen Unternehmens bei Gelegenheit des grossen Hamburger Hafenarbeiterstrikes gegeben, als damals dem Strikecomité von einer Seite die Aufforderung zugeing, für einen Teil der Strikegelder Lebensmittel im Grossen einzukaufen und diese unter die Ausständigen zu verteilen, wodurch die Kaufkraft der Strikegelder bedeutend erhöht worden wäre. Es war damals, da der Strike sich schon seinem Ende zuneigte, nicht mehr möglich, der Anregung nachzukommen, um so mehr, als Organisationen grossen Stiles, an die man sich dabei hätte anlehnen können, vollständig fehlten. Als sich dann nach Beendigung des Ausstandes die Gemüter wieder beruhigt hatten, wurden sofort die Vorarbeiten zur Gründung einer grossen Consumgenossenschaft in die Hand genommen. Welche Schwierigkeiten da zu überwinden waren, welche Summe von Arbeit zu erledigen war, bis man endlich am 17. Juli 1899 in feierlicher Stimmung die erste Verkaufsstelle am Gross-Neumarkt eröffnen konnte, das mag jeder in dem erwähnten Schriftchen selbst nachlesen.

Deutschland ist — im Gegensatz zu Frankreich z. B. — kein günstiger Boden für Productivgenossenschaften. Die Zahl der verunglückten und entarteten Gründungen ist eine so grosse, dass die Lebensunfähigkeit der Productivgenossenschaften bei uns fast

zum Dogma geworden ist. Zu den wenigen Productivassociationen, die in Deutschland geschäftlich reussiert haben, und die auch den genossenschaftlichen Grundsätzen treu geblieben sind, gehörte die während der grossen Tabakarbeiter-Aussperrung im Jahre 1891 gegründete Hamburger Tabakarbeiter-Genossenschaft. Die Genossenschaft beschäftigt heute in Hamburg 24 Arbeiter und 6 Arbeiterinnen und in der Filiale Ladenburg in Baden 21 Arbeiter und 19 Arbeiterinnen ausser den verschiedenen Verwaltungsbeamten. Sie producierte im letzten Jahre 3 876 949 Stück Cigarren und setzte 4 315 952 Stück im Werte von 176 261 Mk. ab. Zur Errichtung einer Filiale in Süddeutschland schritt man seinerzeit, erstens, um den dortigen Geschmack zu studieren, und zweitens, um auch billigere Cigarrensorten producieren zu können, deren Herstellung in Hamburg nur auf hausindustriellem Wege möglich gewesen wäre, was die Genossenschaft grundsätzlich ablehnte. Zunächst wurde eine Filiale in Eschwege gegründet, wo die Tabakarbeiter gerade wegen Ausübung ihres Vereins- und Versammlungsrechtes ausgesperrt waren. Als die Arbeiter im Kampfe unterlagen und alle „Führer“ gemassregelt wurden, gewährte die Genossenschaft denselben einen Unterschlupf. Indem sie einen um $33\frac{1}{3}\%$ höheren Lohn, als den ortsüblichen, zahlte, übte sie auch auf die Arbeitsverhältnisse einen äusserst günstigen Einfluss. Als sich die Eschweger Filiale als zu klein erwies, wurde 1895 die jetzige Fabrik in Ladenburg errichtet. Auch hier war die Wirkung eine Kräftigung und Vermehrung der Tabakarbeiterorganisationen im ganzen District, und eine Förderung der gesamten Arbeiterbewegung in demselben. Alle diese That-sachen sollten es den deutschen Consumvereinen zur Pflicht machen, bei der Deckung ihres Bedarfs in erster Linie die Tabakarbeiter-Genossenschaft in Hamburg zu berücksichtigen.

Der letzte Halbjahrsbericht der englischen Grosseinkaufsgesellschaft giebt wiederum ein Bild von den gewaltigen Fortschritten des Riesenunternehmens. Der Gesamtumsatz betrug 153 345 780 Mk. oder $14\frac{7}{8}\%$ mehr als im zweiten Halbjahr 1898. Der Wert der selbstproducirten Waren stellte sich auf über 20 Millionen Mk. (Steigerung $19\frac{3}{4}\%$.) Nach Deckung aller Unkosten, Verzinsung des Capitals und statutenmässiger Abschreibung kommt ein Reingewinn von 3 062 518 Mk. zur Verteilung. Die Gesellschaft vermittelt ihrer Kunden die Einkäufe von Colonialwaren, Conserven, Drogen, Con-

fection, Manufacturwaren, Stiefeln, Möbeln, Teppichen, Metallwaren etc. In eigenen Productionswerkstätten stellte sie her oder verarbeitete sie: Stiefel und Schuhe (für 3710080 Mk. im Halbjahre) Seife und Lichte, Cacao, Chocolate, Biscuits, Conserven, Möbel, Herren- und Damenconfection, Wäsche, Stoffe, Cigarren, Thee, Schinken, Speck u. s. w. Sie hat colossale Dampf-mühlen und bewirtschaftet sogar einige Farmen und Obstplantagen. — Wären wir doch auch erst so weit! Das ist der Stossseufzer, der sich dem deutschen Genossenschafter beim Lesen solcher Berichte entringt.

Während andere Staaten Sonderausstellungen ihres Genossenschaftswesens auf der Pariser Weltausstellung veranstalten, werden die deutschen Genossenschaften, entsprechend den bei uns herrschenden socialpolitischen Anschauungen, daselbst nur in ihrem agrarischen Zweige officiell Berücksichtigung finden. Die landwirtschaftlichen Genossenschaften sollen in die landwirtschaftliche Ausstellung hineinbezogen werden. Die übrigen Genossenschaftsverbände dagegen werden jeder für sich vorgehen und dürfen froh sein, dass sie für ihre Ausstellungen ein Plätzchen in der — Abteilung für sociale Wohlfahrts-pflege angewiesen erhalten haben. Hier wird der Allgemeine Verband deutscher Erwerbs- und Wirtschafts-genossenschaften in umfangreichen tabellarischen und graphischen Darstellungen die geschäftlichen Ergebnisse seiner Genossenschaften seit Errichtung des Verbandes 1859, sowie die Fortschritte, welche die deutschen Credit- und Consum-genossenschaften im Laufe der letzten 50 Jahre gemacht haben, dem Beschauer vor Augen führen. Ebenso werden die Entwicklungen und Leistungen einer Anzahl gewerblicher Rohstoff-, Productiv- und Bau-genossenschaften veranschaulicht werden.

Gertrua David.

Bücher.

Ignacy Daszyński: Szlachetczyzna a odrodzenie Galicyi. Lemberg 1899; im Selbstverlag.

Der Verfasser ist socialdemokratischer Reichsratsabgeordneter für Krakau. Obgleich ein Edelmann von Geburt, hat er sich das Vertrauen von Tausenden von Bauern und von Zehntausenden von Arbeitern erworben; obgleich ein Pole, ist er heute mitten im deutschen Wien einer der volkstümlichsten Agitatoren. Man kennt seine flammenden Parlamentsreden, durch die so mancher cis- und transleithanische Pascha nach Gebühr gebrandmarkt wurde. Auch sein mutiges

Eingreifen beim Kohlengraberstrike in Karwin ist unvergessen.

Die vorliegende Broschüre ist eine Art Programmschrift, worin sich Daszyński nicht blos an die Socialisten, sondern an alle fortschrittlichen Elemente Galiziens wendet, um dem Lande aus seinem tiefen Elend herauszuhelfen. Von diesem Elend aber entwirft er ein grauenvolles, erschütterndes Bild. Alle Schrecken Osteliens sind hier noch potenziert. 52% aller galizischen Recruten, 76% aller Einwohner Galiziens sind Analphabeten. Will der galizische Bauer rechnen, so schneidet er Kerben in einen Stock ein, wie ein Wilder. Eine Meile hinter Krakau stehen Bauernhöfen ohne Rauchfang; der Rauch macht die Bewohner lungen- und augenkrank, wie in den Negerhöfen Centralaficas. Die Herren des Landes aber, die polnischen Junker, sitzen in feudaler Souveränität auf ihren Gutsbezirken, handhaben eine barbarische Gesindeordnung und zahlen Tagelöhne von 15 bis 20 Kreuzern. Die Bauern nennen lächerlich schmale, zerstückelte Landketten ihr Eigen; der Pfarrer überfordert sie mit willkürlich in die Höhe geschraubten Stollgebühren, der jüdische Schenkwirt, dem der Junker das Privilegium des Branntweinverkaufs verpachtet hat, bedrängt sie mit wucherischen Rechnungen für Schnaps, der Steuerexecutor pfändet ihnen die Decke von der Bettstelle weg. Alljährlich suchen viele tausende von Bauern in der Auswanderung Rettung vor dem Hungertod. Die Regierung aber rührt keine Hand, um diesen in ihrer Unwissenheit jedem Betrug preisgegebenen Americafahrern die rechten Wege zu weisen. Bei alledem giebt es in Galizien fast nur Kleingewerbe, aber keine moderne Industrie; und es geschieht auch nichts, um eine solche Industrie zu schaffen. Nicht am Capitalismus leidet Galizien, sondern daran, dass noch nicht einmal der Capitalismus zur Stelle ist, um der vom Feudalismus erdrückten Bevölkerung ein Ventil zu öffnen; und auch nicht an der Adelsheerrschaft als solcher geht Galizien zu Grunde, sondern daran, dass das galizische Junkertum zu jeder organisatorischen Aufgabe unfähig geworden, zu einer vollständig unnützen Drohenclasse entartet ist. Diese Drohen aber regieren das Land — kraft einer Landtagswahlordnung, die der preussischen würdig zur Seite steht. Hinter den adligen Würdenträgern aber steht als Drahtzieher der Jesuitenorden mit seiner unheilbaren Cultureindlichkeit. So treibt das Land dem Abgrunde zu; der Abgrund aber heisst: russische Invasion . . .

All dies schildert Daszyński voll zorniger Empörung, mit einer hinreissenden Kraft der Sprache, die mehr als einmal an Multatuli gemahnt. „Eleni, Unwissenheit und Stumpfsinn“, heisst es in der Einleitung, „das ist der Hintergrund des nationalen Lebens in Galizien; wer das nicht fühlt, dem müssen wir die Augen öffnen; wer diesen Zustand hartnäckig zu erhalten sucht, den müssen wir zur Seite schieben; wer mit uns arbeiten will, dem müssen wir den Weg zeigen, den breiten Weg der öffentlichen und privaten Arbeit, bei welcher alle mitwirken können, die mit dem heutigen Zustand des Landes und Volkes unzufrieden sind, alle, die das Uebel sehen und nach einem besseren, glücklichen Los für ihre Brüder und für sich Verlangen tragen.“

Angeichts der verzweifelten Notlage Galiziens verzichtet Daszyński, wie gesagt, für diesmal ausdrücklich darauf, ausschliesslich als Socialdemokrat zu Socialdemokraten zu reden, die sein sociales Zukunftsideal teilen. Erst muss die Brücke gebaut werden, die aus diesem trostlosen Reactionssumpf zu irgend einer besseren Zukunft hinüberführt! Er entwirft also ein Reformprogramm. Er citirt die Forderungen des galizischen Lehrerbundes, darunter an erster Stelle die Forderung der Uebernahme der Volksschulen, die bisher den bettelarmen Dorfgemeinden zur Last fielen, auf das Landesbudget. Er fordert Regulierung der Stollgebühren; unentgeltliche Auskunft in Rechtsfragen, um den Bauern unnütze Processkosten zu ersparen; Strassenreinigung, Errichtung von Volksbädern; Anstellung besoldeter Fachmänner behufs Durchführung landwirtschaftlicher Meliorationen. In nationaler Hinsicht sprachliche Gleichberechtigung der Ruthenen; „die Politik der Kniffe und Schliche hat gegenüber dem millionenköpfigen Volk der Ruthenen längst abgewirtschaftet.“ Andererseits staatliche polnische Schulen für die 180 000 Polen in Oesterreichisch-Schlesien, wo bisher nur Deutsch und Czechisch officiell als Landessprachen gelten; Asylfreiheit für die Polen aus dem russischen Staatsgebiet. In socialpolitischer Hinsicht Coalitionsfreiheit, nicht bloss für die städtischen Arbeiter, die sich dieselbe teilweise schon erkämpft haben und auf eine Reihe erfolgreicher Strikes zurückblicken können, sondern auch für die ländlichen; staatliche Arbeiterversicherung; Schaffung eines Arbeitsamts und behördlicher Arbeitsvermittlung; Ausbau des Instituts der Gewerbeinspectoren; behördliche Organisation der Auswanderung. Ausgiebige Förderung der Consumvereine und Productivgenossenschaften. Reorgani-

sation der Dorfgemeinde, planmässige Vermehrung ihres Grundeigentums, Bekleidung der Dorfgemeinde mit genossenschaftlichen Functionen; Aufhebung der Gutsbezirke. Die den „nationalen“ Junkern so teure Autonomie Galiziens will Daszyński allerdings erhalten, ja erweitert wissen, aber unter der Voraussetzung, dass diese Autonomie durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für die Gemeinderats- und Landtagswahlen den rechten Sinn bekomme. „Die Autonomie, die Selbstverwaltung ist eine Heuchelei, wenn es gleichzeitig in Galizien hunderttausende von Bürgern giebt, die in Fragen, welche ihre Vaterstadt, ihr Heimatland betreffen, nicht mitreden dürfen!“ Die Thore des Lemberger Junkerlandtags müssen sich weit aufthun für Bürger, Bauern und Arbeiter beider Sprachen, Polen und Ruthenen. Aber auch aus dem Wiener Reichsrat müssen die polnischen Junker verdrängt werden, verdrängt durch Leute, die fruchtbare wirtschaftliche Reformarbeit verrichten. „Mag auch kein einziger Ordensstern mehr auf das Land herabregnen, wenn es dafür im Topf des polnischen Arbeiters und Bauern Fleisch giebt, sei es auch nur zweimal die Woche. Mag man die Abgeordneten Galiziens nie mehr bei Hofe empfangen; wenn man nur polnische Wechsel in Wien bereitwillig zum gewöhnlichen Zinsfuss escomptierte, dann hätte Galizien schon ein anderes Gesicht . . .“ Galizien bedarf zu seiner Rettung der Industrie; diese kann sich fürs erste nicht anders, als in capitalistischen Formen entwickeln. Es gilt also, nach Galizien den westeuropäischen Capitalismus zu importieren, gleichzeitig aber auch die Erfahrungen, die im Westen mit der capitalistischen Industrie gemacht wurden, in socialistische Reformen, wie Coalitionsfreiheit und Arbeiterschutz, umzusetzen. Es muss verhindert werden, „dass der Capitalismus bei uns in seiner schlimmsten Gestalt aufträte, der Gestalt eines Räubers, der die Gesundheit ganzer Generationen vernichtet!“ Zur Mitarbeit an der Bewältigung dieser nächsten grossen Aufgaben ist aber nicht bloss die von socialistischen Idealen beseelte Arbeiterschaft berufen, sondern neben ihr auch Angehörige anderer Classen und Parteien, sofern sie Verständnis und redlichen Willen zeigen. Auch der einzelne Edelmann, wenn er den angemassten Vorrechten seiner Classe entsagt und sich entschliesst, ein moderner Mensch zu sein, das heisst ein Mitglied eines demokratischen Gemeinwesens.

Auf Grund eines solchen Programms bewarb sich Daszyński kürzlich um das

erledigte Lemberger Landtagsmandat. Die Stimmenzahl, die er erhielt, bewies ein rapides Umsichgreifen oppositioneller Ideen in der Hauptstadt Galiziens. Nur mit äusserster Anspannung aller Kräfte gelang es diesmal noch den Reactionären, die dem Socialdemokraten einen konservativen Minister entgegen-gestellt hatten, die Wahl Daszyńskis zu verhindern. Das nächste Mal wird es nicht mehr gelingen. *Ladislaus Gumplowicz.*

Max Quarck: Die Arbeiterverbrüderung 1848-49. Erinnerungen an die Classenkämpfe der ersten deutschen Revolution. Frankfurt a. M., 1900; Verlag von Wilhelm Gerhold.

Der Verfasser hat sich der Aufgabe unterzogen, einige interessante Documente aus den 1848er Classenkämpfen neu herauszugeben, die, wie er selbst im Vorwort anführt, zwar nicht aus dem Kölner Communistenkreise hervorgegangen sind, aber vielfach die geistige Einwirkung von Marx und Engels zeigen und dabei den Vorzug haben, unmittelbar aus der ersten Praxis der einzigen grösseren Arbeiterorganisation jener Zeit geboren zu sein. Es handelt sich zum grössten Teil um Aufsätze, die Stephan Born im „tollen Jahr“ veröffentlicht hat, und die politische, sociale oder gewerkschaftliche Fragen betreffen. Manche dieser Artikel sind auch heute noch von agitatorischem Wert; in ihrer Gesamtheit bieten sie beachtenswerte Beiträge zur Beurteilung der Jugendjahre der deutschen Arbeiterbewegung. Eine historische-kritische Einleitung des Herausgebers vervollständigt das Bild, das man aus jenen Aufsätzen über die Anfänge der Arbeiterbewegung gewinnt. *Paul Hirsch*

Revue.

Im April-Hefte der *Humanité Nouvelle* ist eine Vorlesung von Elie Reclus wiedergegeben, den er an der Neuen Universität zu Brüssel gehalten, und der sich betitelt: *Les rêves et le songe prophétique.* Da es sich hier um ein Thema handelt, mit dem sich wohl jeder von uns gelegentlich beschäftigt hat, so ist es vielleicht ganz anregend, wenn ich die Anschauungen des bekannten Gelehrten darüber wiedergebe. An eine kritische Würdigung derselben kann ich freilich hier nicht denken.

Vor fünfzig Jahren noch zuckten die „Aufgeklärten“ verächtlich mit den Achseln, wenn man ihnen von Somnambulismus und Magnetismus sprach, und ihr Interesse wurde erst dann wach, als die officielle Wissenschaft diese Dinge unter der Marke Hypnotismus besprach und einzelne Erscheinungen zu rubricieren begann. Das ist immerhin

etwas, denn hat man erst die Rubriken, so sucht man auch das Material, sie auszufüllen. So wird man auch die Träume und Ahnungen einst unterbringen, die im Volksebewusstsein ein so zähes Leben haben. Dass sie von den ältesten Sagen bis auf den heutigen Tag ihre Rolle spielen. Ein zweites Ich in uns, das sich vom äusseren Menschen zu Zeiten abtrennt, ist das Organ, das den Verkehr zwischen zwei Welten vermittelt, und zwar ist es in zarten Organismen stärker, als in robusten. Der „Doppelgänger“, das „zweite Gesicht“ sind die Bezeichnungen für das andere Ich oder für den Blick in verborgene Welten, und das Landvolk, vor allem aber der Tyroler, weiss davon zu erzählen. Schon bei den alten Persern und ebenfalls bis auf den heutigen Tag bei uns galten auch Tiere, besonders das Pferd, als Geschöpfe, die Ahnungen haben und die Menschen warnen. Raben, Holzwürmer, Eulen, Fledermäuse verkünden den nahen Tod, und Bileams Eselin sah bekanntlich den Engel, den ihr Herr, der doch ein Prophet war, nicht erblickte.

Seher und Visionäre sehen besonders Feuer und Todesfall voraus, und die Hirten träumen offenen Auges. Wir verbringen ein Viertel, wenn nicht ein Drittel unseres Daseins mit Schlafen, und wir kennen die Physiologie des Schlafes nicht und noch weniger seine Psychologie. Im Schlaf ruhen die Empfindungs- und Bewegungsorgane, er dauert Augenblicke und Monate, er ist ein leises Schlummern und Lethargie — er ist tatsächlich der Bruder des Todes. Bekanntlich haben nicht nur Tiere die Fähigkeit, durch längere Zeitperioden zu schlafen, sondern auch Menschen, so z. B. die russischen Bauern, die dadurch dem Hungertod entgehen, die Fakirs, die sich sogar begraben lassen, um an einem gegebenen Tage wieder aufzuerstehen nach dem sie mit den Göttern Consultationen abgehalten.

Wenn man über den Grad der Bewusstlosigkeit während des Schlafes noch streitet, gilt es doch als erwiesen, dass äussere Einwirkungen sie beeinflussen. Die Medicin kennt schon längst Träume, die durch ganz specielle Körperbedingungen hervorgerufen werden. Blindgeborene sehen in ihren Träumen nichts, sie hören und fühlen nur. Blindgewordene verlieren auch bald in den Träumen das Sehen. Einzelne während des Einschlummerns aufgenommene Worte bestimmen den Gang des Traumes ebenfalls.

Man unterscheidet — da wir keinen entsprechenden deutschen Ausdruck dafür haben, behalte ich die französischen Bezeichnungen bei — zwischen *rêve* und *songe*. Der *rêve* ist; ein meist zusammenhangloses Durch-

einander von Erinnerungen aus dem Alltagsleben, wobei man den Anfang schon nicht mehr kennt, wenn man am Ende angelangt ist, der songe dagegen besitzt eine geschlossene Einheit und erhebt sich bis zur Grossartigkeit in Handlungen und Bildern; der rêve ist die leichte Erzählung, der songe das Heldengedicht.

Die Rothäute sehen die Erlebnisse des Traumes für wirkliche Erlebnisse an, die die Seele in den Gefilden der Geister hat. Glücklicherweise stehen wir nicht auf diesem Standpunkt, denn es wäre höchst unangenehm, wenn wir verantwortlich gemacht werden könnten für die Rolle, die wir oft in den Träumen anderer spielen, ja auch nur die für diejenige, die wir oft in unseren eigenen Träumen durchführen. Wer hat nicht schon beim Erwachen eine gewisse Beschämung empfunden, dass, wenn er auch nur in einer Art Unterbewusstsein, der Dinge fähig sei, die er im Traume vollbracht! Die Talmudisten erklärten diese Erscheinung so, dass sie sagten, der Ewige lasse in der Nacht die Dämonen umherstreifen, damit sie die Seele der Gerechten demütigen.

Eine uralte, auch von den Griechen angenommene Legende sagt, dass die Söhne der Nacht durch zwei verschiedene Thore zu uns gelangen, der rêve durch eine Pforte von Elfenbein, der songe durch eine solche von Horn. Die helle Pforte bedeutete Tag, durch sie gingen die Erinnerungen an den Tag, die andere Nacht, durch sie kam das Geheimnisvolle aus dem Reiche des Hades.

Interessant sind aber die sogenannten prophetischen Träume. Da treten scheinbar vergessene Bilder und Gestalten vor uns, es geschieht, dass man in Bildern die ganze Vergangenheit wieder sieht, wir sehen auch uns in einer Umgebung, die wir noch nicht kennen, mit Menschen, die uns noch fremd sind; solch ein Traum dauert zwei bis drei Sekunden, und zum Erzählen desselben brauchen wir eine halbe Stunde.

Noch wissen wir nichts über diese Art Träume, aber man forscht ihnen nach, und in zehn Jahren wird jeder mehr davon verstehen, als heute vier alle miteinander.

Seltene Einzelheiten sind ja bekannt: da offenbart sich im Traum einem Gelehrten die Lösung einer Frage, da recitiert ein anderer nach Jahren ganze Gesänge aus der Ilias, die er einen Augenblick vorher kaum mehr gekannt.

Der Ruf der grossen Orakel ist freilich dahin, und die Bezeichnung Prophet gilt in unseren Tagen oft so viel wie Betrüger. Im Altertum glaubte man an eine doppelte Quelle

der Prophezeiungen, sie kamen von den Göttern oder den Dämonen. Die ursprüngliche Gaa Chthonia der Griechen zerfiel in Hades und Persephone. Im Hades versammelte sich alles, was auf Erden gemeinsam gelebt, gestrebt und gedacht hatte, hier kannte man die Vergangenheit und die Zukunft. Die Nachtgöttinnen waren die Quellen alles Lebens, und die Arkadier behaupteten sogar, dass sie älter seien, als der Mond.

Alle Religionen haben ein zähes Leben, und doch giebt es im Grund immer nur die eine: dass das Leben fort dauert trotz des Todes, dank den Wundern und dem Glauben.

Das ganze System der Prophezeiungen gründet sich im letzten Grund auf Nekromantie; die ältesten Propheten holtten sich ihre Inspirationen bei den Grabhügeln, befragten Totenschädel oder Gebilde, die solche vorstellten, und töteten ein Tier. Sie schliefen auf dem Fell des Tieres ein, und der Verstorbene erschien ihnen. Der Abgeschiedene bedurfte der Lebenden für seine nicht abgestorbenen leiblichen Bedürfnisse, die Lebenden des Toten für allerlei Geschäfte bei dem herrschenden Gott; was Wunder, wenn sich bald in den Propheten und in den Priestern Unterhändler fanden, und wenn sich aus der Häufigkeit der Verhandlungen ein festes Moment des täglichen Lebens, der Cultus, herausbildete! Die Bibel ist voll von Erzählungen von Träumen; psychologisch interessant ist der Passus aus der ersten Pfingstpredigt Petri: „Euere Jünglinge sollen Gesichte sehen, und euere Aeltesten sollen Träume haben“. Was hätte aber der selige Petrus dazu gesagt, wenn er gewusst hätte, dass die Concilien die Traumdeutung überhaupt untersagen würden?

Das Niveau des Glaubens sank von Jahrhundert zu Jahrhundert. Die Orakel sind verstummt. Wird eine Religion durch eine andere ersetzt, so wird Dogma zur Ketzerei, Ketzerei zum Dogma, aber der Glaube an Ahnungen, an prophetische Träume bleibt immer bestehen. Woher kommt dieser Glaube? Daher, dass auf tausend oder zehntausend Träume einer wirklich die Zukunft voraussagt, dass da und dort authentische Erscheinungen von Telepathie und Telästhesie auftreten, die man nicht zu erklären versteht, dass wir unser Ich immer noch nicht kennen. Wir wissen nicht, ob dem wirklich so ist, aber wir glauben, dass die Wunder unserer Innenwelt nicht wertloser und geringer sind, als diejenigen der Aussenwelt.

Dies in gedrängter Form der Inhalt des Vortrags, den man wohl mit bedenklichem Kopfschütteln, aber schwerlich ohne Interesse lesen wird.

Ida Häny-Lux.